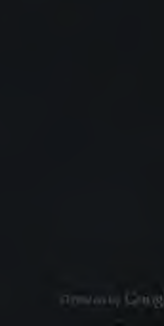








J. Hegi del. et sculp.

Iris.

Ein Taschenbuch

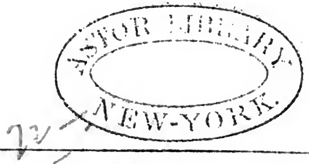
für

1811.

Herausgegeben

von

J. G. Jacobi.



Zürich,
bey Orell, Füßli und Compagnie.

Inhalt.

Seite

Seite.

Seite.

Seite.



An das Freyburger Wochenblatt.

Am 1. Januar 1810.

Soll ich den jährlichen Tribut
Dir auch im Alter noch entrichten?
Mit weißem Haar und kälterm Blut
Läßt sichs — Du weißt es allzugut —
Zwar Verse machen, doch nicht dichten.
Das schlimmste ist, daß du für Stadt
Und Land, für Laien und für Kenner,
Ein neues Lied am ersten Jänner
Begehrst, weil sonst ein Wochenblatt,
Jahr aus Jahr ein, nichts neues hat.
Da wird versteigert, liquidirt,
Verordnet und republizirt,
Ein Vagabund signalisirt,
Und, wer entläuft, des Lands verwiesen;
Vielleicht ein Zahnarzt angepriesen;

Das Wetter pünktlich revidirt,
Ob es getrübt war oder heiter;
Man tauft, begräbt, und kopulirt;
Und hinten nach zu hoher Gunst
Empfehlen sich, mit ihrer Kunst,
Seiltänzer, Sänger, Springer, Reiter,
Putzmacherinnen und so weiter.
So stellest Du, getreu und wahr
Uns diese Welt im Kleinen dar,
Wo Jeglicher sein Wesen treibt,
Und alles doch beym Alten bleibt.
Wer aber liest, will Neues lesen,
Und Neues schreiben muß, wer schreibt:
Da träumt man sich, was nie gewesen;
Noch seyn kann, was den Geist bethört,
Was nie ein sterblich Ohr gehört,
Und wir, im Nebel nur gesehen,
Vor lauter Neuheit nicht bestehen.
Deswegen lob' ich mir die Zeit,
Als, gern in der Vergangenheit
Noch lebend, voll Genügsamkeit,
Man sich des Langbesessnen freute,

Nicht ohne Noth das Haus erneute,
Das manche Wonne, manches Leid
Und mancher Segensspruch geweiht;
Wo, an des Vaters letzte Lehren
Still mahnend, noch in steten Ehren
Sein Lehnstuhl an geliebter Wand,
Gekrönt mit seinem Bilde, stand. —
Die Glücklichen! Sie hatten länger
An jeder Freude, knüpften enger
Der Liebe schönes, heil'ges Band,
Und horchten, der Natur verwandt,
Auf süße Töne. Wohl dem Sänger,
Wenn er den Weg zum Herzen fand!
Denn unverändert blieb die Weise;
Was einst im jugendlichen Kreise
Der Knabe lernte, sang der Mann;
Noch stimmten es dem frohen Greise,
Auf sein Geboth, die Enkel an.

Allein dies Lob vergangner Zeiten
Wozu? An eines Liedes statt,
Du weit umher geles'nes Blatt,
Ins neue Jahr dich zu begleiten?

Altväterisch heißt ein Gedicht,
Das nicht mit fremden Zungen spricht,
Das ein gemeiner Menschensinn
Zu deuten sich erkühnt, worinn
Der Geist mit Fledermäuse-Schwingen
Nicht auf zur Burg der Eule fliegt,
Aus dunkeln Fernen uns zu bringen,
Was, ungesucht, vor Augen liegt.

Doch, hast du Muth, in unsern Tagen
Mit meinen Reimen, wie sie sind,
Hinaus Dich in die Welt zu wagen:
So lächle Mann und Weib und Kind
Treuherzig an in großen Häusern;
Im weiten, duftenden Gemach,
Und wo das Stübchen unterm Dach
Ein Bund von aufgeles'nen Reisern
Erwärmt. Vor allen nahe Dich
Den Trauernden. Es tönet heute
So vielen, ach! das Festgeläute,
Wie Sterbeglocken, schauerlich:
O klage leis' an ihrer Seite!

Dann bitt' in Einfalt das erneute,
Vom Winter noch bestürmte Jahr
Um seinen Segen, wenn im Haar
Der Lenz die erste Blüthe trägt;
Daß, von des Friedens Hand gepflegt,
Sein Haupt der Obstbaum mild erhebe,
Und ihre süße Frucht die Rebe
Dem Reichen und dem Armen gebe.
Und endlich sage zum Beschluß
Den Bessern, welche sich nicht schämen,
Vom Himmel etwas anzunehmen,
Ein altes Deutsches: Gott zum Gruß!

J. G. J.

Der Schäfer und Kaiser Rothbart.

(Nach einer alten Volkssage.)

Sein lustiges Lied auf einem Berg
Ein Schäfer sang, da trat ein Zwerg,
„Sa sa, la la, la la,"
Da trat ein Zwerg flink vor ihn hin:
„Auf folge mir", so bat er ihn,
„Und laß die Schaafe da."

„Die Schaafe verlaufen sich mir zur Stund'"—
„Die Schaafe, die hütet dir dein Hund,
Der Gang soll dich nicht reun." —
„Nun, Wächter, rühr' dich! gute Hut!"
Er folgt dem Zwerg mit getrostem Muth
In eine Höl' hinein.

Da saß, den Scepter in der Hand,
Ein Greis an den Marmeltisch gebannt,

Und nickt', als wollt' er ihn grüßen:
Gewachsen war durch den Tisch der Bart,
Der wallt' und wallete rothbehaart
Dem Kaiser bis zu den Füßen.

Lang' ihm des Goldes, sprach zum Zwerg
Der Greis: — Du! fliegen um den Berg
Die Raben stets noch dort oben?
Der Schäfer zu dem Greise sprach:
„Nicht lassen noch die Raben nach,
Und fliegen stets noch dort oben." —

„Sechshundert Jahre schlummr' ich doch,
Und fliegen stets die Raben noch,
So muß ich fort noch schlafen.
An hundert Jahr', dann weicht die Nacht,
Dann herrsch' ich wieder mit neuer Macht;
Jetzt geh' zu deinen Schaafen!"

Der Schäfer trug den Schatz mit fort,
Und fand die Schaaf' an ihrem Ort,
Und sang: Sa sa, la la:

Er sann die Nacht wohl her und hin:
Nicht wich das Bild aus seinem Sinn,
  Das unterm Berg er sah.

Und als ihn weckt die Morgenluft,
Ein Adler zucket durch die Luft,
  Ins Thal die Raben fliehn:
Er rief in Ahndung hoch erfreut:
Kommst du? O komm doch, gute Zeit,
  Und raff' die böse hin.

Conz.

Es ist nicht gut der Poet im Dorfe zu seyn:

So pflegte mein Freund Pfeffel zu sagen, wenn er mich über einem Gelegenheitsgedichte antraf, oder selbst um ein solches ersucht wurde, und oft habe ich in einem mißmüthigen Augenblick es ihm nachgesagt. Indeß gilt dieses Sprichwort, wie die meisten anderen, nicht ohne Ausnahme.

Freylich geräth derjenige, der einmahl im Rufe steht, daß er Verse macht, in manche Verlegenheit. Viele nehmlich glauben im Ernst, was Malherbe, hoffentlich nur im Scherze, behauptet haben soll: Daß ein guter Dichter dem Staate nicht nöthiger sey, als ein vortrefflicher Kegelspieler: Darum fordern sie von demselben, daß er wenigstens, um doch etwas

brauchbares zu liefern, seinen Ort und die Gegend umher mit den nöthigen Hochzeit- und Trauergedichten, Glückwünschen an vornehme Gönner u. s. w. versorge. Diese Forderung finden sie um so billiger, weil, ihrer Meynung nach, ein Poet, als Sänger von Profession, immer ein Lied anstimmen kann, wenn er nur will; und da ihnen von der Möglichkeit, die Poesie herabzuwürdigen, nichts ahndet, so machen sie unter den Veranlaßungen keinen Unterschied. Dem Dichter soll es gleichgültig seyn, was der zu besingende für ein Mann ist. Genug, daß er ein Menschengesicht und einen christlichen Nahmen hat! Zuweilen scheint ihnen gar ein unbedeutendes Zusammentreffen der Umstände, das höchstens im gesellschaftlichen Gespräche interessirt, den reichsten Stoff zur Begeisterung darzubieten. Da tritt einer mit zuversichtlicher Miene in mein Zimmer: „Denken Sie nur! meine Schwester und meine Schwägerinn sind heute, ungefähr zu gleicher Zeit, niedergekommen; jede hatte einen Sohn,

beyde Kinder werden mit einander getauft, und man giebt ihnen einerley Nahmen. Das ist doch eine herrliche Gelegenheit für einen Dichter! Man darf nur . . . . Warum lachen Sie?" — Weil sich dergleichen wohl in Reime bringen läßt, aber kein Gedicht daraus wird. — Der gute Mann erstaunt, bezweifelt mein poetisches Talent, und geht mißvergnügt weg.

Ein Andrer, der mich in voller Arbeit antrifft, beginnt mit einer Menge von Entschuldigungen. Er ist weit entfernt, mir einen Theil meiner kostbaren Zeit rauben zu wollen, und bittet deswegen nur um wenige Verse. Auch dieser begreift es nicht, wenn ich ihm sage, daß in den wenigen Versen, wo nicht ein neuer Gedanke, doch eine neue Wendung seyn muß, die man, bey alltäglichen Gegenständen, bey Gratulationen, Condolenzen u. d. gl. m., oft lange vergebens sucht, und daß ein paar Zeilen mir schon eben so viele Mühe gekostet haben, als ein ganzes Lied. Meine

Antwort beleidigt ihn. Eine so kleine Gefälligkeit, denkt er, sollte man niemanden abschlagen.

Einige wollen mir es noch bequemer machen. Sie begehren nicht nur etwas Kurzes; sondern es braucht auch, wie sie sich ausdrücken, nichts Besonderes zu seyn. Was bleibt mir da übrig, als sie an den ersten besten Reimer zu verweisen, mit der Versicherung, daß ich mir niemahls erlaubt habe, wißentlich etwas Schlechtes zu Papier zu bringen?

Manche hingegen sind so bescheiden nicht; sondern verlangen die Ausführung ihrer eignen seltsamen Ideen, und muthen einem zu, was sich nur ein bezahlter Gelegenheitsdichter, oder ein Schildmahler gefallen läßt, welcher Letztere allerdings mahlen muß, was jeder ihm vorschreibt; dem Schuster einen gekrönten Löwen, der stehend mit den Vorderklauen einen Stiefel hält; und dem Perückenmacher eine aus den Wolken hervorgehende Hand mit einem Frisierkamm, und darunter eine modische

Damen - Perücke. Mit dergleichen Kunden verliere ich nicht viele Worte; auch gehen sie gemeiniglich für immer von mir ab.

Unter den vielen Bitten um ein kleines Musengeschenk sind einige so freundlich, so dringend, daß mir wiederum die Weigerung in der Seele weh thut, selbst dann, wenn Leute voll gutherziger Einfalt mich um etwas ansprechen, das sonst eben nicht von mir gefordert wird. Zu verschiednen Mahlen schon meldete sich eine Deputation von Schulknaben, und bat um ein Carmen auf das Nahmensfest ihres Lehrers. Die Zutraulichkeit der Kinder freute mich dermaßen, daß, wäre die Wiederholung einer solchen Bitte nicht zu besorgen gewesen, ich ihnen aus der Noth geholfen hätte.

Das schlimmste ist, daß, wenn man zuweilen dem Wunsche derer, die eines Gedichtes bedürfen, Gehör giebt, und allen Fleiß anwendet, sie zu befriedigen, man dennoch selten ihren Erwartungen Genüge thut. Mehrentheils dünkt

sie das, was man ihnen liefert, zu einfach. So ersuchte mich einst eine Dame, im Nahmen ihrer Familie, um eine Grabschrift auf ihre verstorbne Mutter, die vorzüglich wegen der ungemeinen Anhänglichkeit ihrer vielen Kinder und Enkel an sie bekannt war. Dieser Umstand zeichnete sie vor allen ihren Mitbürgerinnen aus. Ich schlug deswegen die wenigen Worte vor: Sie entschlief, wie sie gelebt hatte, in den Armen ihrer Kinder. Meine Freunde wünschten mir zu dem Gedanken Glück; nicht so die Anverwandten der Verstorbnen. Ihnen war, für eine so reiche, angesehene Frau, die Inschrift zu ärmlich; daher wandten sie sich an einen Andern, welcher die Wohlthätigkeit der Seligen, nebst ihren übrigen Tugenden, in allgemeinen Ausdrücken, ohne irgend etwas individuelles, lobpreisen mußte.

So groß aber diese Unannehmlichkeiten sind, so läßt sich doch, nach Art der alten Akademiker, auf der andern Seite wieder mit

eben so triftigen Gründen darthun, daß es sein Gutes hat, wenn man der Poet im Dorfe ist.

Wie manchen kann man durch ein Paar Verse glücklich machen, wie viele, die der Poesie abgeneigt waren, gewinnen, indem man, vermittelst derselben, ihnen bey dieser oder jener Gelegenheit Vergnügen verschafft! Nicht selten bewirkt einem die Gabe Lieder zu dichten den Eintritt in den Zirkel schätzbarer Menschen, um an ihren häuslichen Festen Theil zu nehmen, diese vielleicht zu veredeln, und Empfindungen zu wecken, durch welche das Familien-Band von neuem geheiligt und enger geknüpft wird. Immer noch denke ich mit Rührung an die Feyer einer silbernen Hochzeit, bey der ich zugegen war. Blühende Söhne und Töchter, zwölf an der Zahl, saßen zur rechten und linken Hand ihrer Aeltern, mit anderen Befreundeten, geschmückt um die glänzende Tafel herum. Wo man hinblickte, war Reichthum und Pracht. Auf einmahl ertönten

im Nebenzimmer musikalische Instrumente, die ein, nach einer Kirchen-Melodie von mir verfertigtes, von den Tischgenossen zu singendes Lied ankündigten. Der Gesang begann mit den Worten:

„Du, dessen Arm uns beugen,
Und uns erhöhen kann,
Wir rufen dich zum Zeugen
Von unsern Freuden an;
Wo Menschen dir lobsingen,
Ist Tempel und Altar:
Nimm unsern Dank! wir bringen
Ihn dir mit Thränen dar."

Schon am Schluße dieser ersten Strophe waren Alle tief bewegt; Andacht herrschte im ganzen Saal. Die zweyte sangen sie mit zitternder Stimme; in der dritten, bey den Versen:

„Daß unser Gut und Habe
Kein Fluch, kein Winseln drückt,"

war kein Auge mehr trocken; die meisten Stimmen schwiegen; und am Ende stürzten die Kinder

weinend in die Arme der weinenden Aeltern. Muß mir nicht, bis auf den heutigen Tag, die Stunde gesegnet seyn, die mich zu jenem Liede begeisterte?

Was ich, selbst mitten im Gedränge der Geschäfte, nie verweigere, ist eine Grabschrift, wenn sie anders nicht zum Prunke dienen, sondern ein bleibendes Denkmahl zärtlicher Verehrung seyn soll. Die Pflicht, die mich zu einem so frommen Werke antreibt, ist mir noch unverletzlicher geworden, seitdem eine, über den Verlust ihres Kindes trauernde, Mutter mich, aus einer Entfernung von hundert Meilen, um wenige Worte bitten ließ, das geliebte Grab damit zu bezeichnen, und hinzusetzte, daß dieses der einzige Trost wäre, den sie noch auf Erden hoffte.

Ich verachte die Muse, die gescherzt und Freudenlieder gesungen hat, und nicht trösten will. Noch dazu ist das, was man auf einen Grabstein schreibt, für Mehrere geschrieben, die des Trostes bedürftig und seiner werth

sind. Wie oft kommt eine gute Seele dahin, der es wohlthut, daß an dem ernsten Orte, wo Tod und Verwesung sie umgiebt, ein freundlicher Genius in der Inschrift mit ihr redet!

Wenn Horaz den Beruf des Dichters in das gehörige Licht stellen will, so rechnet er unter die Verdienste deßelben, daß die bey den Römern üblichen Chöre der Knaben und Mädchen aus seiner Hand die Gebethe und Lieder empfiengen, mit denen sie an öffentlichen Festen die Götter versöhnten *). In der That kenne ich keinen rühmlicheren Gebrauch der Dichtkunst, als ihre Anwendung bey irgend einem Volksfeste. Wie mancherley Anlaß giebt nicht eine solche Feyerlichkeit, Bürger-Tugend, Gehorsam gegen die Gesetze, Treue gegen den Regenten ohne Sclaven-Geist, Gefühl für National-Ehre, und Gefallen am Guten und Schönen rege zu machen! An Freudentagen werden die Gemüther am leichtesten gestimmt.

---

*) Horat. Epist. I. 1. v. 132. sqq.

Gern war ich deswegen meinen biederen Nachbarn bey der Ausschmückung ihrer Linde *) behülflich, und wenn die Stadt ein Fest begieng, so feyerten es fast immer meine Gesänge mit.

Die Erinnerung an diese bleibt mir theuer, weil sie mit dem Bewußtseyn verbunden ist, daß, obwohl ich dergleichen Werke für ephemerisch ansah, ich dennoch, um mein den Musen gethanes Gelübde nicht zu brechen, eben so vielen Fleiß darauf wendete, als wenn sie mich überleben sollten. Insonderheit beruhigt es mich, daß ich, bey keiner politischen Veränderung, in keinem Lobgedicht auf den Fürsten des Landes, im eigentlichen Verstande gedichtet, sondern, selbst auf die Gefahr hin, weniger patriotisch zu scheinen, die Wahrheit über Alles heilig gehalten habe; weswegen ich, in dieser Hinsicht, aus den erwähnten Gesängen keine Zeile weg wünschen darf.

---

*) Deren ich in der Iris für 1809, in dem Aufsatz über meine Wohnung, gedachte.

Außer dem höheren Genuße, welcher mir durch meine Bereitwilligkeit, bey Gelegenheiten zu singen, zu Theil wurde, gab es oft belustigende Auftritte für mich, wenn Leute aus verschiednen Classen ihre verschiednen Anliegen, jeder nach seiner Art, vorbrachten.

Der Vater eines jungen Menschen, der einem Prälaten als Koch diente, glaubte, sein Sohn könnte sich dem gnädigen Herrn durch nichts besser empfehlen, als durch einige Verse auf dessen Nahmensfest, und diese würde niemand kräftiger machen, als ich. Mir fielen gleich die coenae pontificum des Horaz und die bekannte Stelle des Boileau ein:

„La déesse, en entrant, qui voit la nappe mise,
Admire un si bel ordre, et reconnoit l'eglise" *).

Wirklich wär' ich in der Laune gewesen, mich in die Devotion eines Kloster-Kochs zu versetzen; aber ich hatte den Prälaten nie gesehen,

*) Im Lutrin.

und wußte nicht, wie er den Spaß aufnehmen würde.

Nicht so gemüthlich war es mir, einem Pastetenbäcker zu willfahren, der einen Reim brauchte, um eine Nahmenstagspastete damit auszustaffieren. Hingegen that es mir leid, ein Paar hübsche Bürgertöchter unbefriedigt von mir zu lassen, die mit etwas schwerem Herzen und verschämtem Blicke sich mir näherten, obgleich eben dieser Blick mit einer gewissen Schlauheit zu verstehen gab, daß man einem Mädchen nicht leicht eine Bitte abschlüge. Sie wollten, nach hiesiger Gewohnheit, eine Braut-Kutsche mit einem rosenfarbnen Bande aufhalten, und dazu hatten sie einen Spruch in Versen nöthig. Aber die Zeit war zu kurz, und die aufzuhaltende Braut mir völlig fremd. Ich konnte daher nicht urtheilen, in wie fern sie mit dem rosenfarbnen Bande sich in Verbindung bringen ließe.

Naiver noch als diese, brachte mir ein andres junges Frauenzimmer, das, gleich ihnen,

dabey auf seine schönen Augen rechnete, einen Gruß von seinen Aeltern, bestellte bey mir ein Gedicht, als wenn sie von einer Putzmacherinn ein Kopfzeug verlangte, und bestimmte den Tag, wann es fertig seyn müßte. — Ich versprach es, und hielt Wort.

Viele, die nichts von meiner Arbeit begehrten, fragten mich wenigstens wegen der ihrigen um Rath. Eines Tags, als ein talentvolles Fräulein mit einem selbst verfertigten Räthsel zu mir gekommen war, und wir beysammen saßen, um eine Kleinigkeit darinn zu ändern, wurde angeklopft. Es war ein Mauermeister. So wie er die Thür öffnete, fielen seine Augen auf das ihm unbekannte Fräulein. Er lachte gar drollig sie an, und sagte: „Ich merke schon, warum Sie da sind! Ich habe auch so etwas zusammengestoppelt, das ich dem Herrn zeigen möchte, damit er, was nicht recht ist, verbesserte.“ — Das Zusammengestoppelte war eine Rede, welche bey der Gelegenheit gesprochen werden sollte, da die

Maurer in eine neue Herberge zogen, und ihre Zunftfahne dahin trugen. Ich las sie. Es wurden, wie gewöhnlich, die berühmtesten Gebäude, vom Thurm zu Babel bis auf Salomons Tempel, und von ihm bis auf unsre Zeiten, angeführt. Ich fragte, was er für Zuhörer hätte? Lauter Maurer; gab er zur Antwort. Nun, so ist an der Rede nichts auszusetzen, sagte ich; sie ist Jedem verständlich, und gereicht der Profession zur Ehre. Mein Redner dankte, und verließ mich, äußerst vergnügt über meinen Beyfall.

Auch bey diesen Auftritten wußte ich das Vertrauen meiner guten Mitbürger zu schätzen. Möge nur mein zunehmendes Alter mir vergönnen, meiner Muse noch dann und wann einen Gesang abzulocken, der ihnen Freude macht!

J. G. R.

Fabel.

Der Wolf begann zum Stachelschwein:
„Was soll dein eitles Dräu'n und Drönen
„Mit hundert Bayonetten seyn?
„Laß ab! — Wir wollen uns versöhnen." —
Doch jenes sprach: „Herr Fuchs-Wolf, nein!
„Komm erst mit ausgebroch'nen Zähnen!
„Dann zieh' ich meine Stacheln ein."

Haug.

Das Leben.

Seyd des Spruches eingedenk:
Jeder Tag ist ein Geschenk.
Mir gehört so gut das Heute,
Als dem jüngeren Geschlecht,
Und auf Morgen, liebe Leute,
Hat kein Sterblicher ein Recht.

Haug.

An meine Wanduhr.

Noch hat das Glück mit jedem Jahr
Was Neues mir beschert,
Und jede seiner Gaben war
Mir eines Liedes werth;

Denn meine kleine Wirthschaft lacht
Mich gar vertraulich an:
Da sing' ich, was mir Freude macht,
So gut ich singen kann.

Schon haben Tisch und Becher längst
Ihr Lied, weil sie mir nah
Und theuer sind; du aber hängst
Noch unbesungen da.

Zwar schmucklos, ohne Silberklang,
Gehst du voll Einfalt nur,
Gleich meinem Leben, deinen Gang,
Du treue Wälder-Uhr!

Doch köstlich wird, obwohl verschmäht
Von Stolz und Ueppigkeit,
Mir auch das ärmste Hausgeräth,
Wenn es die Liebe weiht.

Aus ihrer Heimath brachte dich,
Als festliches Geschenk,
Mein Weibchen mir, und deß bin ich
Und bleib' ich eingedenk.

Allein, hätt' auch des Bildners Hand
Verherrlicht sich in dir;
Was hülf' an ungeschmückter Wand
Ein solcher Zierrath mir?

Dem Kämmerlein des Dichters fremd
Ist aller eitle Prunk;

Er stöhrt die Ruhe nur, und hemmt
 Des Geistes leichten Schwung.

Wozu der Schimmer dir? Genug,
 Daß du ein kommend Leid
Mir stets verkündet, ohne Trug,
 So wie die beßre Zeit!

Dein Räderwerk lief ohne Rast,
 Dein Laut verstummte nicht;
Du riefst mich weg von mancher Last,
 Mich hin zu mancher Pflicht.

Wenn alles schwieg, der Lagerstatt
 Kein Schlummer ward verliehn,
Dann sah' ich, wie die Lampe matt
 Auf deine Ziffern schien;

Dann wohl mir, weil dein leiser Schlag
 Sich tröstend hören ließ,
Und Morgendämmerung, und Tag,
 Und frischen Muth verhieß!

Oft auch, von süßem Schlaf erquickt,
Geweckt vom Sonnenglanz,
Hab' ich dich freudig angeblickt
In deinem Strahlen-Kranz.

O mög' ich noch zu dir hinauf
Mit stiller Freude schaun,
Noch segnen deinen Stundenlauf,
Noch hoffen und vertraun,

Wenn mir die Glocke dumpfer schallt,
Und nun dein Zahlenbild,
Vom Todesnebel schon umwallt,
Sich mehr und mehr verhüllt.

Ist dann die letzte Stund' entflohn,
So töne fort! Dein Klang
Sey meiner Gattinn, meinem Sohn
Ein liebender Gesang!

J. G. J.

Andreas Doria.

Unaufhörlich schwillt der Strom der Geschichte. Ihr wälzet jedes Menschenalter eine neue Fluth von Namen und Ereignissen zu. Aber die meisten — wenn ihr örtliches und zeitliches Interesse schwindet — versinken, und verdienen nichts Besseres, ins Meer der Vergessenheit. Die Zeit hat sie gebracht und wieder verdrängt; es ward von der spätern die frühere Welle verschlungen. Was beharren soll im Andenken der Menschen, muß fortwährend und lebendig unter ihnen durch Kraft, Lehre, oder Beyspiel wirken; muß, dem Gemeinen kühn entschwebend, groß, durch Wohlthun oder Strafen, Verbrechen oder Tugend seyn. Zwar der Pöbel, Macht für Größe, und Glanz für Verdienst haltend, blickt staunend nur nach

den Erdengöttern hin; wähnt auch wohl, ihr Verzeichniß sey Menschengeschichte: Aber der Philosoph — indem er den seltenen Weisen auf dem Thron sich zur Verehrung, und den vorzüglich furchtbaren Verderber zur Verwünschung auszeichnet, geht an der langen übrigen Reihe von Herrschern und Herrscherracen gleichgültig, oft unwillig vorüber. Nichts alltäglicher in der Geschichte als Herrschaft und Usurpation, als geraubte und ererbte Kronen, als Gründung und Wechsel von Dynastien, die durch nichts als Ort, Zeit und Namen sich unterscheiden. Ermüdet durch das einförmige, häufig betrübende Schauspiel weilen wir um so freudiger bey dem Edlen und Gerechten, der, was Höheres als die Krone kennend, und durch Sich, nicht durch Andre groß, seine Macht durch Selbstbeherrschung, sein Talent durch Wohlthun, seine Würde durch Tugend verkündet. Solche Charaktere, obgleich sie nur selten erscheinen, versöhnen uns mit unserm Geschlecht; sie schimmern wie strahlende Leuchten

durch die Bahn der Jahrhunderte, und Ein Timoleon, Ein Doria wägen alle Alexanders und Solymans ihrer Zeiten auf.

Timoleon und Doria! Zwey Namen, von denen der Eine gerne den Andern in unserm Gemüthe hervorruft, als zweyer Helden Namen, die verbrüdert sind durch Sinn und That. Vielleicht würde es schwer seyn, ihnen noch einen Dritten — ganz Würdigen — zuzugesellen. Eine niederschlagende Betrachtung! als wäre die Größe, zu welcher die Beyden sich hinanschwangen, eine übermenschliche Größe. Ehrfurchtsvoll stehe ich vor ihrem Bilde; an Keinem erblick' ich eine Mackel. Doch glücklicher war Doria; denn vollständiger und daurender war sein Erfolg, und Ihn zwang das Schicksal nicht, die Freyheit seines Volkes, so wie Timoleon zu Korinth und Syrakus, durch Bruder- und Bürgerblut zu erkaufen. Selbst größer deucht der Genueser mir als der Grieche. Diesen mochten in seinem heroischen Entschluß die

verwandten Gesinnungen seiner Landes- und Zeitgenossen stützen; während Jener in einem Zeitalter der aufstrebenden Herrschsucht und der kränkelnden Freyheitsliebe wie eine Alpe aus Hügeln emporsteigend erscheint.

Sechshundert Jahre hatte Genua die Segnungen einer — wiewohl stürmischen und öfters unterbrochenen — Freyheit genossen. Es war immerdar glücklich gewesen, so lange es einig war, und elend, so oft die Zwietracht es trennte. Eine oft wiederholte und traurige Erfahrung hatte ihm wohl die Quellen seiner Noth, aber nicht die Mittel, sie zu ersticken, gelehrt. Abwechselnd dem Uebermuth der Großen und der Zügellosigkeit des Pöbels preisgegeben, bald von Anarchie und bald von Tiranney bedroht, jetzt unter dem Druck einer diktatorischen, und jetzt unter der Unmacht einer zu sehr beschränkten Regierung seufzend, hatte es vergebens alle Kombinationen der sorgfältigsten Staatskunst erschöpft, um den unruhigen Geist der Menge, den herrschgierigen Sinn der

Edlen, die selbstsüchtigen und stürmischen Leidenschaften Aller zu zähmen. Es hatte die oberste Gewalt bald Vielen, bald Wenigen, bald einem Einzigen, jetzt Auswärtigen, und dann wieder eigenen Bürgern, mit längerer oder kürzerer Dauer, mehr oder minder beschränkt, unter allen gedenkbaren Namen und Formen, vertraut; es hatte mit gleicher Energie gegen fremde und gegen einheimische Tyranney gestritten, und — wenn gleich hie und da auf kurze Zeit erliegend — dennoch stets wieder das kostbare Gut der Freyheit erkämpft.

Diese — manchmal mißbrauchte, mit Strömen von Blut und Thränen erkaufte — Freyheit war dennoch ihres hohen Preises nicht unwerth. In ihrem Schooße, dem alles Gute freudig entblüht, war Genua, aus einer dürftigen Gemeinde, eine stolze, mächtige Stadt, die Zierde Italiens, die Königin seiner Meere worden. Ein reges Leben wogte in seinen Bürgern; keine Gattung des Ruhmes blieb ihnen fremd. Es sproßten unter ihnen, wie

eine üppige Saat, Gewerbe, Künste, Handel empor; eine Fülle von Lebensgenüssen und die Schätze dreyer Welttheile waren ihr Lohn. Zahlreiche Kolonien, die der Mutterstadt entschwärmten, gründeten auf fernen Insel- und Küstenländern Genuas Herrschaft, und seinen Namen verherrlichten viele würdige Söhne, groß an Geist, Muth und Kraft, Erfinder und Helden.

Aber allmählig schwand Genuas Tugend, und mit ihr seine Freyheit, sein Glück. Partheygeist verdrängte die Vaterlandsliebe, Selbstsucht die Rücksicht fürs allgemeine Wohl. Zwey stolze Geschlechter, die Aborni und Fregosi, Eines gegen das Andere, aber Beyde zusammen gegen die Freyheit verschworen, Beyde nach Herrschaft strebend, und, in mannigfaltiger Abwechslung triumphirend und geächtet, Tyrannen und Schlachtopfer, erfüllten den Staat mit unaufhörlichem Jammer. Seine Kraft wurde gelähmt, sein Geist in den Staub getreten, und die entarteten Bürger, von

äußern Feinden gedrängt, und von innerer unheilbarer Zwietracht zerfleischt, lernten zuletzt ein fremdes Joch als Rettungsmittel erflehen. Bald waren es Frankreichs Monarchen, bald die Fürsten Mailands, unter deren Herrschaft die Genueser zwar ruhiger als während der republikanischen Stürme, aber minder ruhmvoll, bisweilen wohl glücklich, aber nicht durch eigene Kraft und Verdienst, sondern durch die Gnade ihrer Gebiether lebten. Jetzt erstarben die großmüthigen Gesinnungen und das stolze Selbstgefühl in ihrer Brust, und die einst trotz'gen Republikaner sanken so tief, daß dieselben Edlen, die ehedessen um Ruhm und Staatswürden mit einander gestritten, nunmehr sich, gleich Despotenknechten um die erbärmliche Ehre zankten, den Baldachin über der Scheitel ihres Herrn zu tragen.

In dieser schmachvollen Periode wurde Genuas größter Bürger, Andreas Doria gebohren*).

---

*) Den 30. November 1466.

Schon waren die fernen Besitzungen seiner Mutterstadt fast alle verlohren, und ihre Macht auf das angränzende Küstenland beschränkt, das, in weitem Bogen das Ligustische Meer umspannend, mit zahlreichen Denkmalen alter Herrlichkeit prangt. In dieses Bogens Mitte ragt majestätisch, auf amphitheatralisch sich hebendem Grunde, Genua „die Prächtige" hervor. In seinen Straßen wandelten die bessern Bürger niedergeschlagen einher; sie scheuten sich, aufwärts zu den Monumenten ehmaliger Freyheit und Größe zu blicken, und bebten vor heimlichem Grimm, wenn sie vor den Thürmen der stolzen Veste vorübergiengen, welche die fremden Kriegerschaaren, die verhaßten Werkzeuge ihrer Unterjochung beherbergte. Galeazzo Sforza, Herzog von Mailand und Beherrscher Genuas, hatte die Mauern jener Veste, um sie unüberwindlich zu machen, mitten durch die Stadt bis ans Meer fortzuführen beschlossen. Schon waren, zur Bezeichnung ihres Laufes, Stricke gespannt,

schon waren die im Wege stehenden Häuser und Palläste zur Niederreißung verurtheilt. Auf den Straßen sah man Schaaren weinender Weiber und Kinder, und Bürgergruppen, die in dumpfem Hinbrüten den Anfang eines Werkes erwarteten, das ihre Stadt auf ewig schänden und fesseln sollte: — Da trat ein kühner Mann, unserm Helden durch Namen und Gesinnung verwandt, Lazaro Doria, aus der Menge hervor, und hieb, im Angesicht der Diener Galeazo's die drohende Schnur entzwey. Sein Muth belebte die Zagenden; es gieng ihr stummer Schmerz in lauten Jubel, ihre verzweifelnde Dahingebung in entschlossene Haltung über; der Statthalter des Herzogs zitterte, und das Werk unterblieb.

Jedoch die Hoffnung, welche bey Vaterlandsfreunden durch solche vorübergehende Aufwallungen der Freyheitsliebe mochten erweckt werden, wurden bald wieder durch die schnell nachfolgende Erschlaffung des Volkes, und der Edlen nie versöhnten Zwist zerstört. Daher

wollten die besten Bürger lieber fern von der Heimath ihre Dienste einem fremden Staat oder der Menschheit widmen, als in ihrem Vaterland ein ruhmloses und knechtisches Daseyn führen. Damals verließ Kolumbus dieß Vaterland, für welches er zu groß war, und wies einem fremden Volk den Weg zur neuen Welt; und Andreas Doria, nachdem er in mehrjährigem Kampfe gegen die, Italien drohenden, Türken, bald unter päbstlicher, bald unter Neapels Flagge sich Lorbeern errungen, gieng nach Urbino, wo er Freund des Fürsten, dann dessen Sohns Vormund und Wohlthäter des Landes ward.

Aber im Innersten seines Busens trug Doria, wenn gleich entfernt, das Bild des eignen Vaterlandes: Dahin waren seine Blicke, seine Sorgen, seine Wünsche gewandt; und bald rief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger zur Anführung der Galeeren, welche der Staat zum Dienste Frankreichs unterhielt. Denn es war Genua, durch eine abermalige Umwälzung,

von Mailand abgefallen und hatte Frankreich gehuldigt. Ludwig XII. der beste Fürst und Vater seines Volkes, war der Dienste Doria's nicht unwerth; es hoffte dieser, daß unter ihm seine Mutterstadt mehr die Verbündete als die Unterthanin, und Ludwig ihr minder Herr als Beschüzer seyn würde; eine Hoffnung, die des Volkes Wankelmuth und unzeitiger Troz zernichtete. Andreas blieb unter allen Stürmen dem selbstgewählten Oberhaupt getreu; er fühlte, daß, wer nicht sich selber zu beherrschen vermag, der Freyheit unwürdig ist, und daß ein entartetes Volk, welches, von wahnsinniger Leidenschaft fortgerissen, die Geseze höhnt, und gegen sich selber wüthet, den Zügel und die Zucht eines Herrn braucht. Darum hielt Doria fest an Frankreich, obgleich ein Strom schnell wechselnder Ereignisse die Politiker verwirrte, obgleich deutsche Kriegerschaaren Genua erstürmten, obgleich der gute Ludwig starb, und sein Nachfolger Franz jezt durch ehrsüchtige Entwürfe der Gegenstand des Schreckens, und

jezt des Mitleids durch seine Niederlagen ward.

Indessen wurde der Kampf, den seit einem Menschenalter Frankreich unausgesetzt um Mailand und Genua kämpfte, täglich furchtbarer an Zweck und Bedeutung. Es galt nicht nur Mailands, es galt Italiens Herrschaft, und das Schicksal von Europa. Zwey ehrgeizige Monarchen, beyde voll Talent und Muth, beyde durch Macht, Jugend und Glück, zu großer Unternehmung ermuntert, schienen die Welt, die sie vereint zu beherrschen vermocht hätten, durch ihren unversöhnlichen Zwist verderben zu wollen. Noch nie, seit der Römer Zeit, war zwischen europäischen Mächten so hartnäckig und um so große Interessen gestritten worden. Die Völker, ängstlich der Entscheidung harrend, wandten nach eines jeden Lage, Vorurtheil und Interesse, dem Einen oder dem Andern der beyden Kämpfer Wunsch und Hoffnung zu. Vielen deuchte Karls weitausgebreitete Herrschaft gefährlicher für Europens

Freyheit: Manche neideten auch wohl Habsburg um die Kronen, die das Glück ihm ohne Blut und Unrecht zugeworfen. Die Weisern, das lose Band betrachtend, das Karls zerstreute und mit sehr beschränkter Gewalt regierte Staaten umschlang, und die Achtung Habsburgs für natürliches und geschriebenes Recht kennend, sahen ruhig auf seine Größe hin; aber sie scheuten sich vor Frankreichs concentrirter Kraft, seiner streitfertigen Lage und der ungebundenen Macht seines Königs, der, an Hülfsmitteln reich, nach jeder Niederlage schnell wieder, ja furchtbarer noch sich erhob. Und was konnten endlich die Völker von einem Fürsten erwarten, der schrankenlos in seinem Ehrgeiz, kühn in seinen Entschlüssen, ungestüm in der Ausführung, und gleichgültig in der Wahl der Mittel war? — Durch einen feyerlichen Friedensvertrag hatte er sich aus der Gefangenschaft befreyt, in die er bey Pavia gerathen; mit frecher Stirne brach er den Vertrag, im Angesicht Europas, das

solcher That noch nicht gewohnt, darob ergrimmte und erbebte. Karl war ungerüstet, den Verrath nicht ahnend; und plötzlich stürzte eine Schaar von Feinden auf ihn. Die Trümmer seines Heeres, weit weg aus den lombardischen Fluren getrieben, flohen nach Neapel, das, durch Hunger und Waffengewalt gedrängt, des Feindes sichere Beute schien.

Der Fall von Neapel mußte Italiens Schicksal entscheiden, und vielleicht Europens Freyheit. Die Blicke der Nationen waren dahin gerichtet. In diesem verhängnißvollen Moment gieng ein Mann von Frankreichs auf Oestreichs Seite über — und Frankreichs Schaale stieg. Andreas Doria war es, der, von weltbürgerlichem sowohl als vom Vaterländischen Eifer beseelt, plözlich von seinen Schiffen des Kaisers Flagge wehen ließ, und seinen Neffen, der Neapel mit den Genuesischen Galeeren ängstigte, zu sich rief. Jezt wandte sich der Sieg, und Oestreich stand. — So wurde Karl zum zweytenmale aus drohender Gefahr durch Feindes Hülfe

befreyt. Wenige Jahre zuvor war Bourbon, wohl ein großer, aber nicht ein achtungswürdiger Mann von Frankreich abgefallen und hatte den unsterblichen Sieg vor Pavia für Karln erkämpft. Doch Niemand verglich ihn mit Doria. Jener war treuloser Unterthan, der seinen König und sein Vaterland verrieth: Andreas war als freyer Mann in Frankreichs Dienste getreten, und der Preis dieser Dienste sollte die Erhaltung der Freyheit, Rechte und Besitzungen Genuas seyn. Aber Franz vergaß seine Zusage; die Bundesgenossin wurde mit despotischer Willkühr behandelt, ihr Gebieth geschmälert, ihr Handel gelähmt, ihre höchsten Interessen gekränkt. Vergebens ließ Doria freymüthige und laute Vorstellungen an einem Hofe ertönen, wo man kein anderes Gesetz als des Gebiethers Willen kannte; er nahm also, da der Vertrag zernichtet war, seine natürliche Freyheit als Mann und als genuesischer Bürger zurück; und er mochte mit vollem Rechte sich und seinem Vaterland einen andern

Beschützer suchen, der mit der Macht auch die Treue verbände. —

Aber schon hatte der Ruf mit tausend Stimmen Dorias Siege verkündet. Genua, zwischen Bestürzung und Freude, Hoffnung und Furcht getheilt, sah des Helden Ankunft bang und sehnend entgegen. Hatte er sein Vaterland dem Kaiser verkauft? — Wollte er die lang entbehrte Freyheit ihm erringen? Sollte Genua von Neuem des Krieges Schrecken empfinden, oder die Wuth einheimischer Faktion? So zagten die Bürger, und ihre Sorgen der Zukunft wurden erschwert durch das Gewicht der gegenwärtigen Noth. Denn seit Monden gieng unter ihnen die Pest tödtend einher. Doria, wohl wissend, daß nichts fester zusammenkettet, als allgemeine Noth, und seinen Plan auf die Eintracht der Bürger bauend, vollführte jezt, was er begonnen *). Schon sah man fern vom hohen Meer seine Flagge wehen — da steuerte

---

*) 1528.

Frankreich's Flotte mit beflügelter Eile den eigenen Küsten zu, und es sandte Trivulci, des Königs Feldherr, schnelle Bothen aus, seine zerstreuten Kriegerschaaren zur Vertheidigung von Genuas Veste zu rufen. Aber jezt landete Doria mit seinen wenigen, jedoch entschlossenen Streitern. Die fremden Söldlinge, mit des Sturmes Gewalt zerstäubend, rief er — wie einstens Thrasybulus und Pelopidas gethan — mit milder, väterlicher Stimme den Bürgern zu, nicht wider ihn, sondern mit ihm zu kämpfen; denn er komme, sie zu befreyen vom fremden Joch. Das Zauberwort der Freyheit, zum erstenmal wieder in Genua nach langer Dienstbarkeit erklingend, durchdrang mit der Allgewalt des Entzückens ein Volk, das durch herbe Erfahrung gebessert, und reif worden war zu seiner Wiedergeburt. Es strömte dem Helden vertrauensvoll und dankend entgegen, erfüllte die Luft mit Jubelgeschrey, und Doria, Sieger ohne Blutvergießen, betrat triumphirend und von einer wogenden

Menge freudetrunkner Bürger umgeben, den ehrwürdigen Pallast der alten Republik. Die Herzen Aller huldigten ihm. Genua war bereit, den Helden und Erretter auch als Fürsten zu begrüßen. Denn wem konnte es sicherer die höchste Gewalt vertrauen, als dem besten seiner Bürger? —

Hätte Doria diese Stimmung benützt, den ihm dargebothenen Purpur ergriffen, und ein Regentenhaus in Genua gegründet: Er wäre immer ein großer und ruhmwürdiger Dynastienstifter gewesen. Denn nicht die erkaufte oder erzwungene Huldigung niedergetretener Bürger, sondern die freyen Stimmen eines vertrauensvollen und dankbaren Volkes beriefen ihn zum Throne, und er hatte seinen Anspruch darauf durch Wohlthun, nicht durch Morden beurkundet. Durch ihn war Genua von fremder Herrschergewalt befreyt, aus einer unterdrükten Vasallin zum selbstständigen Staat worden, dessen daurende Unabhängigkeit und Ruhe der Bund mit dem größten Monarchen der Zeit

verbürgte. Auch war sein Geschlecht der Edelsten in Genua eines, vor Jahrhunderten schon mit Kaisern und Königen durch Wechselehen verbunden, häufig mit den obersten Staatswürden geschmückt, und reich an Patrioten und Helden.

Aber Doria hatte sich ein höheres Ziel gesteckt. Glühend für die Sache der Freyheit, hatte er nur für Sie und fürs Vaterland, nicht für sich und sein Haus gestritten. Dieses Bewußtseyn war sein Lohn, und er hielt es seiner und der Tugend unwürdig, noch einen andern zu nehmen. Daher vermocht' er jener verführerischen Herrschergewalt, um deren Erringung gemeine Große weder Mühe noch Gefahr, weder Unheil noch Verbrechen scheuen, mit ruhigem Gemüth zu entsagen, und der erstaunten Welt das Schauspiel der reinsten, erhabensten, selbstverläugnenden Tugend zu geben.

„Freunde und Mitbürger!" — so sprach Andreas zur hochaufhorchenden Menge: — „Dieß ist der schönste Tag meines Lebens.

„Ich sehe Euch frey, und — die edlen Re-
„gungen Eurer Herzen zeigen's — auch würdig
„es zu seyn. Bewahret nun fortan diese Frey-
„heit als Euer höchstes und theuerstes Gut.
„Wisset, daß, sie zu behaupten, nur tugend-
„hafte und einige Bürger vermögen. Lasset
„Euch die Erinnerung der mannigfaltigen Uebel
„und der Schmach, die ihr duldetet, eine
„immer wache Lehrerin bleiben. Vertilgt in
„Eurer Brust die gehässigen Leidenschaften der
„Selbstsucht und des Partheygeistes, und habet
„fortan nur Ein Interesse, nur Eine herr-
„schende Empfindung — die Liebe zum Vater-
„land. Mich wird die Betrachtung Eures
„Gedeihens, und Eure Liebe belohnen. Darin
„liegt mein Ruhm und mein Glück. Aber
„verhüte der Himmel, daß ich an die Freyheit,
„die er durch mich Euch schenkte, eine räube-
„rische Hand lege. Mit Stolz und Entzücken
„nenne ich mich einen freyen Bürger Genuas.
„Dieser will ich und Euer Freund, nicht Euer
„Gebiether seyn, und nie werde von Doria

„gesagt, daß, wenn er seinem Vaterland
„diente, er aus Eigennutz solches gethan.“—
Er sprach's, und die erstaunten Hörer, die
der entfliehenden Rede mit ehrfurchtsvollem
Schweigen lauschten, durchdrang Rührung und
Freude. Bald löste der Sturm ihrer Gefühle
hier sich in Thränen, dort in lauten Jubel
auf; die Luft erschallte vom tausendstimmigen
Ruf des Dankes, der Bewunderung, der
Liebe, und Doria tönten, wohin er sich wandte,
die schönen Namen: Retter, Befreyer, Vater
des Vaterlandes, entgegen. — Könnten die
Gewaltigen der Erde, die, wenn sie an ihrer
Schlachtschaaren Spitze, von Feuerschlünden
umgeben, einherziehen, das Vivat eines zit-
ternden oder feilen Sclavenvolkes empfängt —
könnten sie Zeugen einer solchen Scene seyn,
sie würden eine andere Größe, als die durchs
Schwerdt errungene, ahnen, und — erröthen
lernen.

Mächtig war die Wirkung von Dorias edel-
müthiger That. Denn Nichts vermag so wie

großes Beyspiel das Gemüth zu begeistern. Die vorhin gebeugten Genueser richteten sich an ihres Mitbürgers Größe auf, und strebten ihm wetteifernd nach. Bald wurde die Veste, in welcher der fränkische Befehlshaber trozte, erobert, und dieses Monument der Sclaverey zerstört. Kampflustige Jünglinge eilten an die Gränze, wo Feindesgefahr drohte, und von allen Klassen wurde willig das, wodurch Jeder reich war, Schäze, Talent und Kraft, dem Vaterlande geweiht. Durch eine Art Wunder — die Zeitgenossen hielten's dafür — hörte jezt plözlich die Pest auf, die über Genua verheerend gelegen; sey es, daß die Freude die Dahinschwindenden verjüngte, oder daß die Freyheit selbst, die Alles belebt, erquickt, und reiniget, durch ihren Zauber den tödtenden Hauch verscheuchte.

Aber eine noch furchtbarere Pest für Genua war die Zwietracht gewesen, die seine Bürger in langer erblicher Folge zerriß, die nie versiegende Quelle ihrer Leiden und ihrer Schmach.

Auch diese beschwor Doria, unumschränkt über die Gemüther durch seine Tugend herrschend. Wie hätte es die Selbstsucht gewagt, durch freche Foderung die Harmonie der rein patriotischen Gefühle zu stören, die seine grosse Entsagung in der Mehrheit der Bürger geweckt hatte? — Diese günstige Stimmung nüzend, brachte er, nicht durch Befehl, nur durch Rath und Lehre, die schönste und glücklichste Revolution vielleicht aller Zeiten und Völker hervor. Den weisesten Bürgern ward die Entwerfung einer neuen Staatsform aufgetragen, welche, gleich sorgfältig, der Edlen Tyranney und die gesezlose Macht des Pöbels hindanhalten, die oberste Gewalt durch Theilung, und durch Beschränkung ihrer Dauer mäßigen, und die Freyheit und das Glück Aller durch vorsichtige Kombinationen sichern sollte. Das Werk gelang. Mit Ruhe und Eintracht wurden die alten abgenüzten Formen zerstört, verjährter Haß unterdrückt oder vergessen, feindselige Partheyen versöhnt, entzweyte

Geschlechter künstlich unter einander gemischt, und mit freundlichen Banden umschlungen. — So entstand die Verfassung, unter welcher Genua fast dreyhundert Jahre frey, glücklich und geachtet lebte; auch ruhig größtentheils unter den Gewittern der Zeit — bis der furchtbare Sturm hereinbrach, der in unsern Tagen die Welt mit Trümmern füllte, und auch Dorias Werk unter ihnen begrub.

Ich schweige von dem noch übrigen, wenn gleich thatenvollen Leben des Helden. Was konnte Er nach dem schon Vollbrachten noch Größeres thun? — Lange Jahre noch war Er Zeuge, Theilnehmer und Vertheidiger von Genuas durch ihn geschaffenem Glück. Er besaß, und wollte keine Gewalt im Staate; das heißt, den Bürgern war nicht gebothen, daß sie vor ihm sich beugen und seine Befehle vollstrecken sollten; aber überall ward ihm die freywillige Huldigung eines dankbaren Volkes. Sein Rath galt für Befehl, sein Wunsch für Gesetz, sein Beyfall für höchsten Lohn. Er

war nicht Gebiether; er war Vater, und mochte, was Fürsten selten können, zutraulich und durch Liebe glücklich unter seinen guten Kindern herumgehen. Hatte er Ursache, seine Entsagung zu bereuen? — Auch wurde von ihm noch manche glänzende That vollbracht. Freund des Kaisers, dessen Schutz er seinem Vaterland erworben, und von ihm mit dem vollsten Zutrauen, mit Ehren und Würden belohnt, Genosse und Vollstrecker seiner grösten Plane, in zwey Welttheilen mehrmals Sieger, das Schrecken Frankreichs und der Pforte — zog Doria in einer an Helden so reichen Zeit, und im höchsten Greisenalter noch die Augen von Europa auf sich; bis er endlich mit der Heiterkeit des Weisen entschlief*), um fortwährend im Andenken seiner Bürger zu leben, und durch die hohen Erinnerungen, die seinen Namen begleiten, späte Geschlechter zu Großthaten zu begeistern. Sein Vaterland

*) Im 94. Jahr seines Alters; den 25. Nov. 1560.

ehrte den Helden im Tod wie im Leben; man betrauerte ihn, wie Kinder einen geliebten Vater betrauern, und sprach die wehmüthigen Gefühle durch Thränen, Lobpreisung, Gedächtnißfeyer und Denkmal aus. Gerne besuchen die Genueser heute noch seine Grabstätte; sie blicken ehrfurchtsvoll zu seinem Bilde auf, und weilen wohl sinnend über der Inschrift:

Andreæ Auriæ
Civi optimo, felicissimoque Vindici
atque Authori publicæ Libertatis,
Senatus Populusque Genuensis posuit.

Wenn aber auch dieß Monument in Staub zerfällt wenn vielleicht Genua dereinst nicht mehr ist, und nach Jahrtausenden ganz andere Nationen aufkommen, so wird dann noch Doria's Name im Buch der Zeiten glänzen, eine Zierde unseres Geschlechts.

Karl von Rotteck.

Beherzigung.

Vieles schwatzt ihr und Langes und Breites
mit Kindern, und meynet,
Mitten ins Schwarze dann hätte getroffen
der Pfeil.
Rühmt euch dessen doch nicht! Ihr füttert mit
Worten das Kind nur.
Ach — und Worte thuns nicht! Seht die
Geschichte der Zeit!

Lehr.

An Sophaster.

„Wir achten's nicht," sagst du mit Gravität,
„Wenn uns ein Abderit zu dunkel fände."—
Ganz wär' es meine Schuld, hochmystischer
Poet,
Wenn ich allein euch nicht verstände;
Doch ist es eure Schuld, daß Niemand
euch versteht.

Haug.

Kunde über Antonien.

Ob ihren Reitzen, Brüder,
Verlor ich den Verstand,
Den ich mit Freude wieder
In ihren Reden fand.

Haug.

An Herrn von Rips.

Wir wüßten, falls ich rathen kann,
Wir wüßten nichts vom reichen Mann,
Von dem wir in der Bibel lesen,
Wär' er dein Unterthan gewesen.

Weisser.

An J. G. Jacobi.

Entzückt von deinem liebenden Ruf, o Freund!
Flieg' ich im Geist zum Tempe, wohin dein Wink
Mich zaubert, und bestrahlt vom Mayglanz,
Innig zu feyern den Bund der Freundschaft;

Ihn dort zu feyern, wo dein melodischer
Gesang ins Herz des Jünglings die Tugend gießt,
Und auf des Mädchens Wange sanfte
Röth' und in liebender Brust den Himmel:

Schon fliehen hinter mir die beeisten Höhn,
Die auf des Bodensee's Paradies, verklärt
Vom Frühgold, blicken. Sieh! schon klimm' ich
Hoch in des schauernden Schwarzwalds Dunkel,

Von wo herab so freundlich dir lächelte
Die Holde, die mit Rosen den Pfad dir schmückt,
So überrascht mich nun in seiner
Lieblichkeit Fülle das schöne Breisgau.

Laß dich umarmen hier in der Siedeley *),
Wo einst der Klausner Psalme getönt, wo jetzt
Man deine Lieder singt von Gottes
Schöner Natur, in der offnen Laube.

Dann komm' ins Dörfchen **), wo mich der Kindheit Spur
Zur Wehmuth ladet, ach, und des Vaters Grab!
Wo könnten unsre Seelen schöner
Feyern den himmlischen Bund der Freundschaft?

J. H. v. Wessenberg.

---

*) Der Johannisberg, unweit Freyburg, die ehemahlige Karthause.
**) Feldkirch.

Frühlingslied.

1809.

Sieh! aus Hagen, Hügeln und Au'n,
Holde Liebesgesichter, schau'n
Freundliche Blumen überall,
Und ein Himmel von Blüthen das Thal!

Auf und nieder durch Bäum' und Gebüsch
Steigen und wandeln die Winde frisch,
Kosend sich darinn zu ergehn,
Liebe den Liebenden zuzuwehn.

Liebende Stimmen durch See und durch Luft!
Selber auch noch aus ummoderter Gruft!
Auf! ob Zwietracht die Völker durchregt,
Wenn nur das Herz der Liebe noch schlägt.

Muthig! nicht Raum gegeben dem Schmerz!
Schmiege dich sanft an der Freundlichen Herz!
Dann in das eigene Herz geschaut,
Und dem Geiste der Liebe vertraut!

Conz.

An Balbinen.

Wer, in der Grazien Geleit,
Der Schönheit Tempel nicht entweiht,
Darf nie den Blick der Göttinn scheuen;
Darf einst auf ihren Fest-Altar,
Auch noch mit grau gewordnem Haar,
Den frommen Weihrauch streuen.

J. G. J.

Schreiben einer Dame an einen Dichter*).

Erschrecken Sie immer, mein Freund! Dieser Brief hat den Zweck, Ihnen zwar nicht alle Freundschaft, aber der ganzen Poetenzunft, und also auch Ihnen, allen Respekt aufzukündigen. Haben Sie Bürgers Briefwechsel mit Boie, oder vielmehr Bürgers Briefe an Boie über die Lenore im Morgenblatt gelesen? Ich las ihn, diesen ewigen Briefwechsel, und kenne nun die Leute, mit welchen ich, wie Sie wissen, bisher die Abgötterey aufs höchste getrieben habe; denn wie oft sagte ich Ihnen, wenn ich

*) Die Redaction des Morgenblattes wird Scherz verstehen, um so mehr, da der Verfasser dieses Aufsatzes einer ihrer Mitarbeiter ist.
A. D. H.

Tempel zu bauen hätte, ich würde den ersten meinen Lieblingsdichtern, und erst den zweyten meinen Lieblingsschneidern errichten! Aber jetzt, Dank seys dem Morgenblatt! giebt es für mich kaum mehr eine Poesie, und schlechterdings keinen Poeten mehr. Ist es nicht unverantwortlich, daß von dem Iliadensänger an, bis zum letzten Almanachs-Leyermann herab, bis auf diese Stunde alle Dichter die leichtgläubige Welt überredeten, sie für Begeisterte zu halten? Neue Göttinnen und ein Gott obendrein, behaupteten die Herren mit der größten Dreistigkeit, müßten sich vereinigen, um ihnen ihre Reime machen zu helfen. Und auf einmahl, im Jahr des Heils 1809, kommt es durch einen glücklicher, obgleich unvorsichtiger Weise bekannt gemachten Briefwechsel an den Tag, daß die armen Leute, als ob sie sich durch die höllische Schlange, gleich der leichtsinnigen Eva, zum Genuß einer verbotenen Frucht, und zum Verführen Anderer hätten verführen lassen, verdammt sind, mit Schmerzen Kin-

der zu gebären; daß ihre geistigen Kindesnöthen Tage, Wochen und Monate, kurz länger dauern, als eine leibliche Schwangerschaft; daß es ihnen endlich nicht an einer Wehemutter genügt, sondern daß sie viele Meilen in der Runde herum alle ihre Freunde, Vettern und Gevattern zusammentrommeln, um ihre Geburten mit Zangen von ihnen zu reißen. Traun! eine schöne Begeisterung, ein herrlicher Apollo, und unvergleichliche neun Musen! Wenn darinn die Hülfe besteht, die sich die dichtende Menschheit von ihnen zu versprechen hat, so mögen sie, wenn es mir über kurz oder lang in den Sinn kommt, Verse zu machen, sich meinetwegen in ihrem kastalischen Quell ersäufen, ehe sie sich die geringste Mühe mit mir geben. Ich kann mich, Gottlob! ohne ihren Beystand krümmen und winden, und ohne ihn Gesichter schneiden, und habe auch gute Freunde, und Vettern und Basen, die mich, wenn ich ihnen die Ohren voll winsle, in Monatsfrist mit Gottes Hülfe von einem Reim entbinden können.

Ich scherze nicht, mein Freund! und bin im Ernst ungehalten über die Bürgerschen Briefe, und noch mehr darüber, daß mir mit ihnen das Morgenblatt, statt mir wie sonst den Morgen aufs angenehmste zu erheitern, eben diesen schönen Morgen fünfmahl verdorben hat. Wohl mag der Dichter sein Werk nicht mit der Leichtigkeit hervorbringen, mit welcher wir es zu genießen pflegen. Er mag sogar flicken, feilen und hämmern. Aber ist es klug von ihm, das Publikum zum Zeugen einer Anstrengung zu machen, bey welcher er trotz einem Cyklopen schwitzt und keucht? Die Herren bilden sich doch wohl nicht gar ein, das Gras würde uns lieblicher zu grünen scheinen, wenn wir es wachsen hörten? Oder gönnt man uns keine Musik, ohne daß man uns vorher mit dem Stimmen der Instrumente eine Ohrenfolter ausstehen läßt? Minerva warf die Flöte weg, weil das Blasen derselben ihre himmlische Geberde entstellte. Und für uns will man die gräßlichen Geberden der mit dem Reim und

der Verzweiflung ringenden Dichter, statt sie uns sorgfältig zu verbergen, sogar verewigen! Wird mir doch selbst die Perle verhaßt, wenn die Qual des Fischers unter der Taucherglocke sich meiner Phantasie aufdringt. Wir denken uns den Dichter so gern als einen Schöpfer, der die Schönheit durch ein bloßes: Werde! aus dem Nichts hervorruft. Und kann man diese anmuthige, ihm und seinem Werk gleich vortheilhafte Täuschung auf eine muthwilligere und grausamere Art zerstören, als es durch die Bürgerschen Briefe geschehen ist? Aber, höre ich manche mit weiser Miene sagen, ist es nicht lehrreich für angehende Dichter, wenn man ihnen an einem lebendigen Beyspiele zeigt, mit welcher sauren Mühe der Lorber errungen wird, und welche Ungeheuer von Schwierigkeiten man zu besiegen hat, bis man sich mit ihm die Schläfe umwinden darf? Die armen Jünger, die durch den Anblick der Martern ihrer Meister belehrt werden müßen! Ich fürchte vielmehr, dieser Anblick möchte diejenigen, die

nicht sehr starke Nerven haben — und sehr starke Nerven hat selten ein Dichter — niederschlagen und verzagt machen, wenn nicht gar auf Irrwege leiten. Auf alle Fälle aber giebt es nichts unästhetischeres, als eine solche ästhetische Lektion, und am wenigsten sollte sie vor dem großen Publikum, das nicht zu wissen verlangt, wie man Verse macht, sondern sich der gemachten bloß ohne unangenehme Störungen und widrige Neben-Ideen freuen will, mit einem Wort, sie sollte nicht vor dem Publikum des Morgenblatts, das bekanntlich aus ganz andern Leuten, als aus Poeten-Lehrlingen besteht, gehalten werden. Uebrigens glaube ich, im Vorbeygehen gesagt, nicht einmahl, daß die glücklichsten Werke des schaffenden Genius auf dieselbe Weise, wie Bürger die Lenore hervorbrachte, entstehen. Wenigstens will man von einigen der größten Dichter das Gegentheil wissen. Endlich scheint es mir auch noch, und ein Mann, dessen Urtheil auch Sie stets zu achten pflegten, ist gleicher Meinung

mit mir, diese Briefe wären nichts weniger als Muster eines gewählten Stils; und daß darin das dichterische Selbstgefühl, nach der bekannten Weise des guten Bürgers, bis zur Anmaßung gesteigert ist, hat bey mir wenigstens das Vergnügen ihrer Lektüre ebenfalls nicht erhöht.

Ist es ein Wunder, wenn ich bey dieser Art zu fühlen für eine lange Zeit kein Gedichte mehr lesen, und keinen Dichter mehr sehen mag? Und da Ihr Dämon es will, daß Sie selbst einer sind, so danken Sie es der unglücklichen und Unglück stifrenden Lenore, wenn ich Sie bitte, mich wenigstens drey Monate lang mit dem Anblick Ihrer Person, und ein ganzes Jahr lang mit Ihren Versen zu verschonen.

Trösten Sie sich indessen so gut Sie können, und leben Sie wohl.

Weisser.

Der Sänger.

Romanze.

Im Dorf ein junger Sänger war
Mit einem Lautenspiel,
Kein ausgelernter Meister zwar,
Doch giebts der schlechtern viel.

Er sang, was jeder leicht versteht:
Von Mädchen, blond und braun;
Von Wies' und Wald und Gartenbeet;
Vom Vöglein auf dem Zaun.

Und alles das ohn' Argelist;
Denn auch den Abendstern,
Und was noch höher droben ist,
Lobt' er und pries er gern;





F. Negi del. et Sculp.

Sang auch, nach alter Melodie,
Der frommen Kinder Glück;
Von ihm rief eine Mutter nie
Das Töchterlein zurück.

So wurden seine Locken weiß,
Die Stimme schwach; und doch
Schloß um den Alten einen Kreis
Des Dorfes Jugend noch.

Er aber dacht' in seinem Sinn:
„Sey klug, und schweige nun;
Gieb Andern deine Lieder hin;
Die Laute, laß sie ruh'n"!

So dachte nicht der Schulz'; er wollt'
Ein stattlich Fest begehn,
War lange schon dem Sänger hold,
Und ging, und bath ihn schön:

„Frisch auf! noch hängt die Laute hier;
Wo blieb der frohe Muth?

Komm, Lieber, komm, und singe mir;
Ich weiß, du meynst es gut."

Gottlob! sprach jener, gut gemeynt
Hab' ichs mein Leben lang;
Drum beth' ich jetzt für meinen Freund;
Und das ist mein Gesang!

J. G. J.

Gnome.

Uns rüttelt das Blut
Ein jauchzender Feind;
Doch weher noch thut
Ein jammernder Freund.

Haus.

Ko

G

T

Gnome.

Uns rüttelt das Blut
Ein jauchzender Feind;
Doch weher noch thut
Ein jammernder Freund.

Haug.



Die Feldhüter.

Hinte Wald und Berg bis an die duftige Wulke,
vorne Matte voll Chlee, und Saat und goldene
Lewat,
stoht e Hütten im Feld und in der einseme
Mittnacht.
Numme d'Sterne wachen und numme no
d'Feldberger Wiese,
und der Schuhu im Wald und öbbe Geister
und Hirze.
Aber im Hüttli sitzen, und hüte die buschige
Felder
's Meiers muntere Fritz und 's Müllers lockige
Heiner.
„Heinerli", seit der Fritz, „der Schlof goht
lisli um d'Hütte,

„lueg jez chunnt er inen, und lueg, bym
Chäzli*), er het di!
„Weidli chumm ins grün! Mer wen im lieb-
lige Wechsel
„mitenander singen. Es weiht e lustige Nacht-
luft,
„g'vätterlet**) mittem Laub, und execiert mit
de Halme:
„Rechts um kehrt euch! Links herstellt euch!
Nonemol rechts um"!
Aber 's Müllers Heiner mit siner lockige Stirne
streckt si und stoht uf, und sucht si gläseni Röhre:
„Fritzli stoß mi nit"! Jez stöhn sie gegen enander,
der am Chriesibaum, der an der duftige Linde,
und probiere d' Tön in ihrer Höchi und Tiefe,
setzen ab, und setzen an. „Sing Heinerli du
z'erst"!
seit der Fritz, „de hest doch, traui, näume
ne Schätzli".

---

*) Beym Ketzer, ein Schwur.
**) spielt.

Heiner:

Tränki früeih am Brunne, se holt au 's Meieli *)
Wasser.
Wäscht es am Obe Salat, se chummi wieder
und tränki.
„Guten Obe!" — „Dank der Gott! Mer
treffe's doch ordli". —
„Jo mer treffe's ordli. 's isch hüt e liebliga
Tag gsi":

Fritz:

In der Chilchen im Chor, und wenn der Her
Pfarer e Spruch seit,
lueg i's Vreneli a, öb es au ordeli acht git,
und es luegt mi a, öb ich au ordeli acht gib:
Lauft au drüber 's Sprüchli furt, mer chön-
ne's nit hebe.

Heiner:

Schön tönt d' Schopfemer Glocke, wenn früeih
der Morgen in d'Nacht luegt;
süeß tönt d' Menschenstimm wohl in der Schopfe-
mer Orgle.

*) die Marie.

Schöner tönt's mi a, und süeßer goht's mer
zu Herze,
wenn mi 's Meieli grüeßt, und seit: „Mer
treffe's doch ordli".

Fritz:

Weiht der Frühlig ins Thal, und riesle die
lustige Bächli,
und der Vogel zieht, furt möchti riten und
d' Welt us.
Wenni by mi'm Vreneli sitz im heitere Stübli,
isch das Stübli mi Welt und, Gott verzeih
mer's, mi Himmel.

Heiner:

Ziehni der Nüntelstei, gschickt baui Mühlen
an Mühle.
„Uf und zu, und mir die Chue"! — Wer
zeigt mer mi Meister?
Aber isch 's Meieli do, und höri si Stimm
und si Rädli,
oder es lueget mer zu, ne Schulerbüebli
chönnt's besser.

Fritz:

Cheigle mer uffem Platz, sitzt's Vreneli unter
der Linde,
fallemer Siebe gwiß. Doch seit's: „Zeig,
trissch mer der Chünig"?
trissi der Chünig ellei. Doch seit's: „Jez
gangi", und 's goth au,
und isch nümme do, blind lauft mer d' Chugle
dur d' Gasse.

Heiner:

Liebliger Ton und Schall, wo hesch di Gang in
de Lüfte?,
Ziehsch mer öbben ins Dorf, und chunnst an's
Meielis Fenster,
weck mer's lisli auf: „Es loßt di der Heinerli
grüeße".
Frogt's mi früeih, se läugni's. Doch werde
mi d'Auge verrothe.

Fritz:

Vreneli schlof frey wohl in di'm verkäflete Stübli,
in di'm stille Herz, und chummi der öbben im
Traum vor,

lueg mi fründli a, und gib mer herzhaft e
Schmützli!
Chummi heim, und triff di a, i gib der en
anders.

Heiner:

Her Schulmeister, o Mond, mit diner wulkige
Stirne,
mit di'm glehrte Gsicht, und mit di'm Pflaster
am Backe,
folge der dini Chinder, und chönne sie d' Sprüchli
und Psalme?
Blib mer nit z' lang stoh by sellem gattige *)
Sternli!

Friz:

Wülkli der chüele Nacht, in diner luftige Höchi,
seif mer der Schulmeister i mit diner venedische
Seife,
mach em e rechte Schuum! So brav, und
alliwil besser,
aß er sie nit chüsse cha di gattige Sternli!

*) artig.

Heiner:

Ruuscht scho der Morgen im Laub? Göhn d'
Geister heim uffe Chilchhof?
Arme Steffi, du bisch tief in der Wiesen ertrunke,
und di Chüngeli isch im heimlige Chindbett verschieden.
Aber iez chömmet der z'semen all Nacht am lustige Chrüz-Weg.

Fritz:

Füürigi Mannen im Ried und am verschobene Marchstei,
machetich numme lustig! Me weiß scho, werich zum Tanz spielt.
Chömm mer kein in d' Nöchi mit siner brennige Stange!
Daß di dieser und jener, du sappermentische Rothchopf! —

Friederli, seit der Heiner, gern ißi Eyeren-Anke;
Ziebele-Weie *) so gern, doch chönnti alles vergesse,

*) Eine Art von Kuchen.

höri di liebligi Stimm und dini chünstliche Wise.
Chömme mer heim ins Dorf, o wüßti, was der
[illegible] e Freud wär!
Gell de nimmsch mers ab? Vier neui weltlichi
Lieder,
von des Sultans Töchterlein, der
Schreiber im Korbe,
's dritt vom Doktor Faust, und 's viert vom
Lämmlein im Grünen.
's isch nit lang, i ha sie neu am Chanderer
Mert*) g'chauft.
Heinerli, seit der Fritz, i schenk dir e su-
fere Helge.
D' Muetter Gottis luegt im goldene Helgen
in Himmel.
„Jesis Mareie", seit sie, „wie ischs do obe
so heiter!"
Und ihr Gsicht wird sunnehell und lächlet so
liebli,
aß me möcht cartholisch werde, wemme sie aluegt.

*) Markt zu Kandern.

Brings di'm Meili, weisch was, 's het au so
fründligi Auge,
und biß nit so schüüch, und sagem, wie's der
ums Herz isch.

Hebel.

Panthea.

(Aus Xenophons Kyropädie, meist mit den Worten des Verfassers, zusammengestellt.)

In einem Treffen der Perser gegen die Assyrer wurde Panthea, die Gattin des Susischen Fürsten Abradatas *), gefangen und als eine der köstlichsten Beuten dem Kyros zugetheilt. Ihr Gemahl selber war, als das Assyrische Heer von dem Persischen überwunden ward, nicht in dem Lager, sondern auf eine Gesandtschaft zum Könige der Baktrianer gereist. Der Assyrer hatte ihn dahin abgesendet, um diesen zum Kriegsbündnisse zu gewinnen; denn sie waren Gastfreunde, der Assyrische König und der Baktryanische. Kyros beschied sogleich den

*) S. Xenophons Kyropädie VI. 3, 35.

Meder Araspes, seinen Jugendgespielen, denselben, dem er auch, als er von Astyages hinweg nach Persien ging *), seine Medische Stola mit viel andern Geschenken zum Zeichen seiner Freundschaft unter heißen Thränen als Andenken überreicht hatte. Diesem nun übertrug er die Frau und das Zelt, worinn sie war, zu bewachen, so lange bis er selbst würde Besitz davon nehmen. Araspes fragte ihn: Hast du auch die Frau gesehen, Kyros, die du mir zu bewachen gebietest? Kyros antwortete: Nein beim Zeus noch nicht! Aber ich, sagte er, im Augenblicke, als wir sie für dich aussonderten; und, denke dir! als wir eintraten in ihr Zelt, kannten wir sie das erste Mal nicht sogleich (denn sie saß auf dem Boden und alle ihre Dienerinnen um sie her; auch war sie gerade ganz gleich gekleidet mit diesen **); als wir aber, um zu erfahren, welche die Gebieterinn wäre, unsre Augen auf alle um-

*) S. Kyr. I. 4, 26.

**) Beydes Zeichen der Trauer.

herwarfen, so sahen wir gar bald sie unter allen den andern hervorleuchten, ob sie schon saß und verschleiert war und auf die Erde niederschaute. Als wir sie jetzt aufstehen hießen, standen alle um sie her mit ihr zugleich auf, und jetzt überstralte sie die andern, und wir sahen jetzt, wie sie hervorragte, theils an Würde, theils an Adel und Anstand, ob sie schon in niedrigem Gewande vor uns stand. Deutlich sah man auch ihre Thränen herabträufeln, theils am Schleier, theils an den Füßen. Da sagte der ältere von uns: Getrost, Frau! Wir hören zwar wohl, du habest auch einen feinen und wackeren Mann; jetzo daher erkiesen wir dich für einen Mann, der, zweifle nur nicht! dem deinen weder an Gestalt noch Verstand noch Ansehen nachstehet. Vielmehr, wie wir glauben, wenn je wohl ein anderer, so ist Kyros würdig der Bewunderung. Er ists, dem du von nun an sollest gehören.

Als die Frau dieses gehört hatte, zerriß sie von oben herab ihren Schleier und weinete

laut auf, und mit ihr schrieen auch auf die Sclavinnen. Indem offenbarete sich der meiste Theil ihres Antlitzes und es offenbareten sich ihr Hals und ihre Arme. Und glaube nur gewiß, Kyros, mir und allen andern, die sie sahen, däuchte es, als ob nie von sterblichen Weibern in Asien so eine gebohren, oder sonst dort gefunden worden sey; aber mit Einem Wort, setzte er hinzu, betrachte sie nur selber genau.

Kyros erwiederte: Beym Zeus, um so weniger, wenn sie so ist, wie du sagst. Warum? fragte der junge Mann: Darum, antwortete Kyros: wenn ich jetzo, da ich gehört habe, daß sie schön ist, mich überreden lasse hinzugehen, um sie zu sehen, da ich nicht viel Muße habe, weil ich dann fürchten muß, ich möchte mich überreden lassen, auch öfter hinzugehen, sie zu beschauen. Die Folge dürfte seyn, daß ich dann vernachläßigte, was ich jetzt thun muß, und hinsäße nur sie beschauend. Und der junge Mann lachte auf und sprach: Glaubest

du denn, Kyros, Schönheit eines Menschen sey schon im Stande wider Willen einen zu nöthigen gegen das Beste zu handeln? Denn wäre ihr nehmlich, fuhr er fort, dieses so angeartet, so nöthigte sie wohl alle gleicherweise. Siehest du, setzte er hinzu, das Feuer, wie es alle gleicherweise brennt? denn es ist ihm so angeartet. Schöne Menschen aber liebt man theils, theils nicht; der eine die, der andre andere; denn es ist etwas freywilliges, und jeder liebt, welche er will. So z. B. liebt kein Bruder seine Schwester, ein anderer aber dieselbe; noch ein Vater seine Tochter, ein anderer aber dieselbe; denn Scheu sowohl als Gesetz reichen zu, Liebe zu verhindern. Wenn aber einmal ein Gesetz gegeben würde: Wer nicht ißt, soll nicht hungern, und wer nicht trinkt, nicht dürsten; des Winters soll man nicht frieren, noch des Sommers Wärme fühlen, so könnte kein Gesetz wohl bewirken, daß die Menschen hierinn gehorchten (so wäre kein Gesetz im Stande, dies den

Menschen einzureden); denn es ist ihre Art so, daß sie gemeistert werden von solchem. Das Lieben aber ist etwas freywilliges. Jeder liebt daher, was nach seinem Sinne ist, wie z. B. Kleider und Schuhe. Wie kommt es nun, sagte Kyros, wenn das Lieben eine freywillige Sache ist, daß es nicht auch in unsrer Macht steht, der Liebe sich zu entschlagen, wenn man will? Habe ich doch, setzte er hinzu, manche sogar weinen sehen vor Traurigkeit aus Liebe und wie Sclaven dienen ihren Geliebten, da sie doch, bevor sie liebten, Sclaverey für etwas gar schlimmes hielten, und viel wegschenken für das *), dessen Nichtbesitz für sie besser gewesen wäre; und Gelübde thun, wie von was immer für einer andern Krankheit, befreyet zu werden von der Liebe, ohne daß sie doch konnten davon befreyet werden, sondern gefesselt blieben von einem noch stärkeren Zwang, als wären sie in Eisen gefesselt; denn

*) Nach der Lesart ὧν ἦν für ὧν ὄν.

sie geben sich selbst ihren Geliebten viel und leichtsinnig zu eigenem Dienste hin, und wagen es nicht zu entlaufen aus solchem Elende, worinn sie sind, sondern hüten sogar noch die Geliebten, daß sie nicht wohin entlaufen.

Und der junge Mann erwiederte darauf: Wohl! sie thun also Solche Menschen sind eben Heillose. Deßwegen, glaube ich, wünschen sie auch immer als Elende zu sterben; und da es so viel tausend Mittel giebt, los zu werden das Leben, werden sie es doch nicht los. Eben diese sind es auch, die sich nicht scheuen zu stehlen und fremdes Gutes sich nicht enthalten; aber, wenn sie etwas geplündert oder gestohlen haben, siehest du nicht, daß du zuerst dann, als ob Stehlen keine Sache sey, zu der man gezwungen werden könne, zur Rechenschaft ziehst den Dieb und Räuber, und mit nichten ihm verzeihst, sondern ihn bestrafest? So ist es auch, setzte er hinzu, bey den Schönen der Fall. Auch sie zwingen nicht, sie zu lieben, noch nöthigen sie die Menschen,

zu trachten nach dem, wonach man nicht soll. Aber die heillosen Menschen, glaube ich, können sich in keinem Geluste mäßigen, und dann klagen sie den Eros an. Die Edeln und Guten aber, ob sie schon auch trachten nach Gold und schönen Pferden und schönen Weibern, können sich doch leicht dessen allen enthalten, so daß sie widerrechtlich es nicht berühren. So auch ich, obschon ich diese gesehen und sie ungemein schön gefunden habe, bin ich doch bey dir und reite aus und verrichte alle meine übrige Dienstpflicht.

Ja wohl, sagte Kyros, mag es immer! Vielleicht bist du früher von ihr weggegangen, als die Liebe ihrer Natur nach Zeit braucht sich zu bemächtigen eines Menschen. Denn auch des Feuers Art ist es, daß nicht, wer es anrührt, sogleich verbrannt wird; auch das Holz lodert nicht sogleich auf; doch rühre ich von freyen Stücken weder gerne Feuer, noch schaue ich schöne Knaben an. Auch dir rathe ich es nicht, sagte er, mein Araspes, auf den

Schönen das Gesicht verweilen zu lassen; denn das Feuer brennt nur die, so es anrühren; schöne Knaben aber berühren auch die, so sie von Ferne ansehen, unvermerkt so, daß sie entzündet werden vom Gotte der Liebe. Fürchte nichts, sagte er; o Kyros! Auch selbst wenn ich nie aufhören sollte, sie anzusehen, werde ich mich doch nicht so ergreifen lassen, daß ich etwas thäte, was sich nicht geziemet zu thun. Trefflich gesprochen, erwiederte er, so beschütze sie nun, wie ich dir es auftrage, und sorge für sie! Denn vielleicht dürfte zu gelegener Zeit uns gar viel Nutzen schaffen diese Frau. Nach solchen Gesprächen schieden sie jetzt von einander. Der junge Mann aber, wie er zu gleicher Zeit sah die ungemein schöne Frau, zu gleicher Zeit wahrnahm ihre edle treffliche Natur, zu gleicher Zeit sorgend für sie und glaubend, er verbinde sie sich, gewahr wurde, daß sie nicht undankbar war, sondern hinwiederum durch ihre Dienerschaft Sorge trug um ihn, daß, wenn er zu ihr hingieng,

es ihm an nichts, was er nöthig hatte, gebrach, und wenn er auch nicht wohl war, ihm nichts abging — wurde durch alles dieses befangen von Liebe gegen sie, und wohl erfuhr er hier nichts Ungewöhnliches.

Einige Zeit hernach *) wollte Kyros jemanden nach Lydien senden um zu erforschen, was der Assyrer machte. Für dieses Geschäft schien ihm Araspes dienlich, der die schöne Frau in seiner Obhut hatte. Was ihn besonders dazu vermochte, war folgende Begebenheit. Araspes, von Liebe gegen die Frau bezwungen, hatte ihr unehrbare Anträge gemacht. Mit Standhaftigkeit wies sie dieselben ab, und blieb ihrem Manne, ob er schon abwesend war, treu; denn sie liebte ihn sehr. Dennoch verklagte sie den Araspes bey Kyros nicht, weil sie sich scheute, Freunde mit einander zu entzweyen. Als aber Araspes, darauf gestellt, sie müsse

*) S. Xenophons Kyr. VI. K. 1.

seinem Willen sich fügen, der Frau drohte, wenn sie nicht willig seine Wünsche erfüllte, würde sie gegen ihren Willen dies thun müssen, so verheimlichte sie es jetzt, von dem Gedanken an Gewalt geschröckt, nimmer mehr, sondern sandte den Eunuchen zu Kyros mit dem Auftrage, ihm alles ohne Rückhalt zu sagen. Als er es hörte, so lachte er auf über den Mann, der sich rühmen konnte, der Liebe nicht zu unterliegen, und sendete Artabazas mit dem Eunuchen an Araspes ab, mit dem Befehl: Gewalt dürfe er der Frau nimmer anthun; könnte er sie aber in Gutem zu seinem Willen bereden, so wolle er ihn nicht hindern. Als Artabazas jetzt zu Araspes kam, schalt er ihn, stellte ihm vor, wie die Frau ein anvertrautes Heiligthum sey, das er der Frevler, der Treubrüchige, der Wüstling zu verletzen die Rohheit habe; so daß Araspes in Thränen zerfloß von Traurigkeit, niedergebeugt aber dastand von Schaam und vergehen wollte vor Furcht, auch von Kyros noch möchte ihm Unholdes begegnen.

Als Kyros nun dieses erfuhr, beschied er ihn und sprach mit ihm Mann gegen Mann. Ich sehe, begann er, o Araspes, wie du nicht nur Furcht vor mir hast, sondern auch von gewaltiger Schaam befangen bist. Entschlage dich denn dessen! Denn ich habe nicht nur von Göttern gehört, daß sie der Liebe unterlagen, sondern ich weiß auch von Menschen, und dazu von solchen, die sich sehr vernünftig dünkten, was sie von der Liebe alles erlitten. Ja ich selbst habe an mir erfahren, daß ich in Gesellschaft von schönen Knaben mich nicht bezwingen konnte, um gleichgültig gegen sie zu bleiben. Auch bin ich es ja, der dich in diese Verlegenheit gebracht; denn ich habe dich mit hineinverwickelt in diesen unerkämpfbaren Streit.

Araspes antwortete jetzt: Bist du doch, o Kyros, auch hierinn gleich wie im Anderen sanftmüthig und zum Verzeihen geneigt gegen menschliche Verirrungen. Mich aber, fuhr er fort, schlagen auch die andern Menschen nieder vor Schmerz; denn so wie das Gerücht meines

Schicksals erschollen ist, freuen sich meine Feinde über mich; meine Freunde aber kommen zu mir und rathen mir, mich zu entfernen, um nicht etwa gestraft zu werden von dir, als hätte ich groß Uebel gethan. Kyros erwiederte: Halte dich nur fest überzeugt, daß bey solcher Gesinnung du im Stande bist mir kräftig zu dienen, und unsern Verbündeten großen Nutzen zu schaffen. O wenn es doch möglich wäre, sagte Araspes, daß ich dir bey guter Gelegenheit könnte nützlich werden. — Nun denn, sagte er: Wenn du, dich anstellend als flöhest du vor mir, wolltest zu den Feinden gehen, so denke ich wohl, du würdest glaubhaft erfunden werden von den Feinden. Beym Zeus, sagte er, selbst unter den Freunden, bin ich's gewiß, würde man aussagen, ich sey vor dir geflohen. So könntest du nun zurückkommen zu uns, antwortete Kyros, von allem im feindlichen Heere unterrichtet. Ja ich denke, an ihren Gesprächen und Berathschlagungen würden sie dich Theil nehmen lassen, so sehr

trauten sie dir! Nicht das Geringste würde dir verborgen seyn von dem, was wir wissen wollten. — Nun so will ich jetzt sogleich auf der Stelle abreisen, sagte er: Denn dies besonders, glaube mir, wird eines der vorzüglichsten Mittel seyn, die Leute glauben zu machen, als sey ich aus Furcht einer Ahndung von dir geflohen. K. Wirst du aber auch verlassen können die schöne Panthea? A. Wohl kann ich es; denn ich habe offenbar zwey Seelen. So eben habe ich mit dem trügerischen Sophisten, dem Eros, dies ausphilosophirt; denn nimmer, als nur Eine, ist sie zugleich gut und schlimm, noch liebt sie zugleich gute und häßliche Handlungen, und will zu gleicher Zeit das Nehmliche thun und nicht thun. Vielmehr ist es offenbar, daß es zwey Seelen giebt; und wenn die gute siegt, so geschieht das Gute, wenn die böse, so wird das Schlimme gehandhabt. Jetzt aber, nachdem sie dich zum Streitgehülfen bekommen, obsieget die Gute, und dies gar ungemein.

Kyros antwortete: Wenn du nun glaubst, gehen zu müssen, so richte es so an, daß sie dir auch um so mehr trauen. Erzähle ihnen von unsrer Lage; aber erzähle so, daß, was du ihnen sagst, ihnen meist hinderlich werden muß in ihren Anschlägen. Hinderlich aber dürfte ihnen darinn seyn, wenn du ihnen sagtest, daß wir Zurüstungen machen, irgendwo in ihr Land einzufallen. Denn dies hörend werden sie vielleicht weniger ihre ganze Macht zusammenbringen, weil jeder Einzelne auch für das Seine zu Haus besorgt seyn muß. Und bleibe bey ihnen, fuhr er fort, so lang als möglich! Denn was sie vornehmen, wenn sie uns am nächsten gerückt sind, das zu wissen wird uns dann am meisten Noth thun. Rathschlage auch mit ihnen über die Art der Stellung ihres Heers, wie es dir scheine, daß sie am besten dürfte getroffen werden; denn wenn du hernach sie wieder verläßst, und sie wissen, daß du ihre Stellung kennst, so müssen sie nothwendig sie so genommen haben; denn sie

verändern werden sie nicht wollen, und wenn sie auch anders sie nehmen, so wird die neue Anordnung sie bald verwirren. So ging also Araspes hinweg, nahm einige seiner treusten Diener zu sich, sagte einigen, was er dem Geschäfte förderlich glaubte, und reiste ab.

Panthea aber, sobald sie von der Abreise des Araspes gehört hatte, sandte zu Kyros und ließ ihm sagen: Laß es dich nicht kränken, o Kyros, daß Araspes zu den Feinden gegangen ist; denn wenn du mir erlaubst, daß ich nach meinem Manne sende, so verspreche ich dir: Ein viel treuerer Freund denn Araspes wird dir nahen; auch weiß ich gewiß, mit einer Heeresmacht, wie groß er sie nur immer aufbringen kann, wird er vor dir erscheinen; denn zwar der Vater des jetzigen Königes war sein Freund, aber der gegenwärtige hat schon einmal mich und meinen Mann von einander zu trennen versucht. Da er ihn nun für einen Beleidiger seiner Ehre halten muß, so bin ich überzeugt, daß er sich mit Vergnügen auf die

Seite eines Mannes, wie du bist, sich wenden wird. Sobald Kyros dies hörte, entbot er ihr, zu ihrem Manne zu senden, und sie that es. Als Abradatas die Wahrzeichen seiner Frau *) erkannt und auch die übrigen Umstände erfahren hatte, so reiste er mit Vergnügen zu Kyros ab, in einem Gefolge von tausend Rossen. Da er zu den Feldwachen der Perser gelangte, sandte er zu Kyros, und ließ ihm sagen, wer er sey. Kyros gebot sogleich, ihn zu seiner Frau zu führen. Als die Gattin und Abradatas einander sahen, umarmten sie einander, wie es zu erwarten war, da sie so unverhofft sich wieder erblickten. Sofort erzählte ihm Panthea von der hohen Achtung und Mäßigung und zarten mitleidigen Schonung, womit Kyros sie hätte behandelt. Abradatas antwortete darauf: Womit nun, o Panthea, kann ich meinen Dank

*) Symbole, wie das griechische Wort sagt; Zeichen, an denen man nach alter Sitte für Verkehr durch fremde Personen übergingekommen war. Der Siegelring wurde unter andern vorzüglich dafür gebraucht.

dem Kyros in meinem und deinem Nahmen erstatten? Womit anders, sagte sie, als wenn du dich bestrebst, gegen ihn zu seyn, wie er gegen dich.

Hierauf ging Abradatas zu Kyros, und als er ihn sah, ergriff er seine Rechte und sprach: Für das, was du Gutes an uns gethan hast, Kyros, habe ich dir nichts grösseres zu sagen, als daß ich mich dir übergebe zum Freunde und Diener und Kriegsgenossen; und wohin ich immer gerichtet sehe dein Streben, werde ich mich bemühen, dein Anhelfer zu seyn, aufs Beste als ich nur kann. Kyros erwiederte: Ich nehme es an, und entlasse dich für jetzt, daß du diesen Mittag mit deinem Weibe speisest; hernach aber mußt du auch in meinem Zelte mein Gast seyn mit deinen und meinen Freunden.

Als hierauf Abradatas merkte, Kyros sey damit beschäftigt, Sichelwagen und gepanzerte Pferde und Reiter sich anzuschaffen, so nahm er sogleich Bedacht, gegen hundert Wagen aus seinem reisigen Zeuge, den seinigen ähnlich, ihm auszurüsten. Sein eigener Wagen aber

hatte vier Deichseln, und acht Pferde waren daran geschirrt. Panthea aber, seine Frau, machte ihm aus ihren Kleinodien einen goldenen Panzer und goldenen Helm, eben so auch Armspangen; die Pferde aber rüstete sie aus mit ehernem Geschirr. Als nun das Heer des Kyros gerüstet war und der Zug gegen Kroesos begann, als die Opfer waren vollbracht, wollte Panthea ihren Gemahl mit ihren Geschenken, die sie insgeheim hatte verfertigen lassen, überraschen. So eben war er im Begriff, den leinernen Panzer, den er nach Landessitte trug, sich umzuthun; da brachte sie ihm den goldenen Helm und die goldenen Armbande entgegen. Räumig schlossen den Fugen der Arme die Spangen sich an. Dazu gab sie ihm ein purpurfarbenes bis an die Füße gleich einer Stola hinabwallendes Unterkleid und einen hyacinthfarbigten Helmbusch. Sie hatte bey allem geheim das Maaß genommen von dem Kriegsschmuck ihres Mannes. Als er die Geschenke sah, bewunderte er sie, und gegen Panthea

gewandt fragte er: Nicht wahr, o meine Gattinn, deinen eigenen Schmuck richtetest du zu Grund, um mich so auszurüsten? Nimmermehr, sagte Panthea, und wär' er auch der köstlichste gewesen; denn du sollst mir, wenn nun auch in Anderer Augen du erscheinst, was in den meinen, der größte Schmuck seyn. Indem sie dies sagte, kleidete sie ihn an, und arbeitete, ihre Thränen zu verbergen; aber sie konnte sie nicht zurückhalten, sie träuften ihr über die Wangen. Als aber nun Abradatas, zuvor schon ein Mann herrlichen Ansehens, umkleidet war mit seiner Rüstung, stand er da schön und edelgestaltet wie keiner, um so mehr, da die eigene Natur ihn hob. Sofort nahm er aus den Händen des Wagendieners die Leinen, in der Stellung, als wollte er eben aufsteigen auf den Wagen. Nun hieß Panthea alle Anwesenden sich entfernen und sagte: Nun denn, mein Abradatas, wenn je schon eine andere Frau ihren Gatten höher geachtet hat denn ihr Leben, so glaube ich,

du bist es gewiß, daß auch ich eine bin von diesen. Was bedarf es daher umständlicher ins Einzelne gehender Versicherungen? Denn die Werke, die ich erzeigt, sprechen, denke ich, redender als alles, was ich jetzo gesagt. Dennoch aber, so gesinnet, wie du weißst, schwöre ich dir bey meiner und deiner Liebe: Wahrhaftig ja! ich wollte mit dir, der du ein edler Mann bist, gemeinschaftlich mit Erde mich eher bedecken lassen, als geschändet leben mit einem Geschändeten. So sehr habe ich nicht nur dich des Trefflichsten, sondern auch mich selber stets würdig geachtet. Dem Kyros aber, glaube ich, sind wir beide großen Dank schuldig, daß er mich, die Gefangene und ihm als Beute Erlesene, weder als Sclavinn wollte behandeln, noch als Freye unter unehrbarem Nahmen. Vielmehr, so wie er mich empfing, brachte er mich dir, wie eines leiblichen Bruders Frau. Dafür nun, daß Araspes von ihm abtrünnig ward, der die Huth über mich hatte, gelobte ich ihm,

wenn er mir erlaubte, die Botschaft zu geben, du würdest ihm nahen als ein weit treuerer Mann und weit edlerer. So sagte sie: Abradatas aber stand voll tiefer Bewunderung über ihre Rede, rührete ihr Haupt an, und aufblickend zum Himmel betete er: Nun denn, o Zeus, allerhöchster, verleih mir würdig mich zu erzeigen als Pantheas Gatten, würdig auch als Kyros Freund, der uns so hoch geehrt hat. Dies gesagt, stieg er bey dem Eingange des Wagensitzes hinauf in den Wagen. Als er hinaufgestiegen und der Wagendiener jetzt zugeschlossen hatte den Wagen, und Panthea ihren Abradatas nun nicht anders mehr konnte umarmen, so küssete sie statt seiner den Sitz des Wagens. Indessen gieng der Wagen schon voran, sie aber folgete ihm, unbemerkt, bis Abradatas sich umwendete, und, sie erblickend, sagte: Muth gefaßt, Panthea! und lebe wohl und scheide nun! Jetzt huben die Verschnittenen und ihre Dienerinnen sie in ihr Gefährt, und führten sie hinweg; darauf legten sie sie nieder.

und verhülleten sie im Gezelt. Die Umstehenden aber, eine so herrliche Schau Abradatas auch gewährte und sein Wagen, konnten doch nicht eher ihn anschauen, bevor Panthea war hinweggegangen.

* * *

Die Unglückliche, sie hatte das letzte Mal ihren Gatten gesehen. Kroesos' Heere waren geschlagen, Sardis erobert. Kroesos selbst hatte sich dem Kyros ergeben. Jetzt, als die Schätze des Königes ausgeliefert wurden dem Sieger, und dieser sie unter seine treue Genossen vertheilte zur Obhut, vermißte er einen derselben; es war Abradatas. So fort *) rief er einige der umstehenden Diener und fragte: Saget mir! hat einer von euch Abradatas gesehen? Denn es wundert mich, setzte er hinzu, daß, der so oft ehmals zu mir kam, jetzt nirgend sich zeigt. Da antwortete einer der Diener: Die Ursache ist, o Gebieter! Er lebt nicht mehr, sondern ist im Treffen umge-

*) S. Kyropäd. VII. B. K. 3.

kommen, als er mit seinem Wagen einrannte unter die Aegyptier; denn die andern, ausser seinen Gehülfen, wichen zurück, sagt man, als sie das Gedränge sahn der Aegyptier. Und jezt, fuhr er fort, hat seine Frau, geht das Gerücht, den Todten aufgehoben, in ihren eigenen Wagen, in dem sie fuhr, gelegt, und ihn irgendwo hieher an den Strom Paktolus geführt; und seine Verschnittenen und Diener graben auf einem Hügel wo, heißt es, ein Grabmal für den Dahingeschiedenen. Von seiner Frau aber, sagen sie, wie sie auf der Erde sizt, mit allem, was sie zur Hand hatte, schmückend den Mann, sein Haupt auf ihre Kniee gelegt. Als Kyros dies hatte vernommen, schlug er vor aller Augen sich an die Hüfte *), schwang sich ungesäumt auf sein Roß, nahm tausend Reiter mit sich und sprengte fort zum Schauplaze der Trauer. Gadatas

*) Zeichen des Schmerzes bey verschiedenen Völkern. S. Jerem. 31, 19. Ezech. 21, 12. Homers Il. 10, 162. Odyß. 11, 198.

aber und Gobrias befehligte er, was immer von anständigem Schmucke sie können beyschaffen für den lieben und theuren gestorbenen Mann, sollten sie nehmen und flugs ihm nachfolgen; und wer Heerden in seinem Gefolge hatte, Rinder sowohl als Rosse *), dem gebot er, sie und anderes kleines Vieh in Menge herbeyzutreiben, damit es, wo er nur erfahren hätte, daß er läge, sollte zum Todtenmahl geopfert werden dem Abradatas.

Als er aber sah die Frau zur Erde sitzend und den Todten da liegend, weinete er jetzt über dem Trauerspiel und sprach: Wehe, o gute und treue Seele! So bist du denn dahin und verlässest uns! Zugleich faßte er seine Rechte an, und die Hand des Todten folgete ihm nach; denn sie war abgehauen von einem Säbel der Aegyptier. Als er nun dies sah, ward er von noch heftigerm Schmerze bewegt. Die Frau aber stöhnete laut auf, und nahm

*) Die Perser opferten diese der Sonne. S. Kyr. VIII. 3, 12, 24.

die Hand von Kyros, küßte sie und fügte sie wieder an, so gut es möglich war, und sprach: Auch der ganze Körper, o Kyros, ist so zerstümmelt. Aber warum muß ich dich sehen? Ja wohl weiß ich, daß er durch meine Schuld nicht wenig gelitten hat, vielleicht aber doch auch durch die deine, o Kyros, nicht weniger; denn o ich Thörinn ermahnte ihn oft und viel, also zu thun, daß er dir als ein lieber bewährter Freund würde erfunden. Er selber, weiß ich gewiß, dachte nicht darauf, was ihm leidiges könnte begegnen, sondern nur, wie er dir könnte seine dankbare Liebe mit Werken bezeugen. Und nun, sagte sie, ist er untadelich gestorben, und ich, seine Ermahnerinn, sitze lebendig neben ihm. Kyros jetzt weinete eine Weile in der Stille; hierauf brach er aus in die Worte: Du nun empfang diese Gaben aus meinen Händen und schmücke ihn in meinem Nahmen damit. Es waren aber der Gobryas und der Gadatas, vielen und herrlichen Schmuck bringend, so eben gekommen. — Weiter denn,

fuhr er fort, wisse, daß er auch im Uebrigen nicht soll ungeehrt bleiben. Viele von meinen Leuten sollen ihm einen Grabhügel aufwerfen der euer würdig ist, und es soll ein Opfer über demselben dargebracht werden, wie es sich gebührt für einen so trefflichen Mann. Auch du, setzte er hinzu, sollst nicht verödet bleiben! Nein, ich werde dich sowohl um deiner Keuschheit willen, als jeder anderen Tugend, auch in allem Uebrigen ehren, und jemanden aufstellen der dich hinführe, wohin dir selber geliebt. Eröffne mir, sagte er, zu wem du wünschest geführt zu werden. Und Panthea erwiederte: Gieb dich nur zufrieden, Kyros! Ich werde dir nicht verheimlichen, zu wem ich wohl zu gelangen mich sehne. Als er dies gesagt hatte, gieng er hinweg voll schmerzlicher Trauer über die Frau, daß sie eines solchen Mannes mußte beraubt werden, und über den Mann, daß er eine solche Frau mußte verlassen und nimmer wieder sehen. Die Frau hieß jetzt die Eunuchen auf die Seite gehen — so lange,

sagte sie, bis ich diesen da nach Herzenslust habe beklaget. Der Amme aber gebot sie da zu bleiben; und gab ihr den Auftrag, wenn sie würde gestorben seyn, sie und den Mann in Ein Gewand zu verhüllen. Die Amme nun bat sie flehentlich, solches nicht zu thun. Da sie aber nichts ausrichtete, setzte sie sich weinend zur Erde. Sie jetzt, die den Dolch längst hatte bereitet, ermordet sich selbst, und, hinsenkend auf die Brust des Mannes ihr Haupt, verschied sie. Die Amme aber heulete laut auf, und umhüllete beyde, wie die Panthea hatte geboten. Kyros nun, als er hörte die That des Weibes, eilt voll Bestürzung herbey, ob er noch Hülfe könnte gewähren. Die Eunuchen aber, als sie sahen, was da geschehen war, drey an der Zahl, so zucken auch sie ihre Dolche und ermorden sich auf derselbigen Stelle, die sie ihnen hatte angewiesen.

Kyros *) aber, als er nahe gekommen war

*) Man hat hier die Periodenstellung und Lesart einzelner Worte, wie die neuesten Ausgaben,

dem Trauerschauplatze, mit hoher Bewunderung der Frau und tiefer Trauer schied er von dannen, und sorgete mit Fleiß, wie es ihnen gebührte, daß sie aller Ehren würden theilhaftig, und ein herrlich großer Grabhügel wurde aufgeworfen, wie man sagt. Und noch soll das Mahl der Verschnittenen stehen, und auf der Säule oben seyen eingegraben die Nahmen des Mannes und der Frau mit Syrischen Charakteren. Unten aber sollen drey Säulen seyn und darein die Worte gegraben: Den Zepterträgern.*)

Conz.

---

auch die Weckherlinsche S. 348. sie anbieten, der Abtheilung und Lesart der Zeunischen Ausgabe, die sonst der Uebersetzer gebrauchte, vorgezogen.

*) Eben jene Verschnittenen, die, als Zepterträger, unter die vornehmsten Diener des Persischen Hofes gehörten.

Voß*).

Seht, es erscheint vor euch Homeros heiliger Schatten,
Werdet Griechen mit ihm, die ihr den Griechen begrüßt!

---

*) Der Verfasser dieses und einiger folgenden Gedichte hat sich durch die Bekanntmachung seiner ersten Versuche, in deren Auswahl er nicht streng genug war, bey Vielen geschadet. Auch fehlt es seinen spätern Poesien, insonderheit den längeren, noch zuweilen an Plan und Haltung, an Klarheit und Bestimmtheit des Ausdrucks, und an Wohllaut. Indessen ersuche ich die Leser der Iris, vorzüglich die Kunstrichter, das, was sie von diesem Verfasser hier finden, ohne Vorurtheil zu prüfen, ob es nicht wahres Dichter-Talent, eigenthümliche Ansicht der Dinge, und zartes Gefühl verräth. Ihm kann man die Gerechtigkeit, die man jedem Schriftsteller schuldig ist, um so weniger versagen, da er, unter dem Druck eines harten Schicksals, nicht allein den Muth behält, sich selbst durch Gesänge aufzumuntern, sondern auch durch eben dieselben, mit der reinen Liebe, die er in seinem Herzen bewahrt hat, andre Unglückliche trösten möchte.

A. D. H.

Freundlich weilt er, als käm' er suchend das
freundliche Gastrecht,
Noch ein lebender Mann! Ihm ist Germanien
lieb.

Nehrlich.

Unschuld.

Wer noch der Unschuld Gefühl sich treu im
Busen bewahret,
Noch mit des Kindes Blick schaut in die
herrliche Welt;
Wer den schweren Gram mit leichteren Spielen
der Kindheit
Täuschet, und Blumen hohlt, wo sie der
Sturm schon geknickt,
Der allein hat weise gelöst das Räthsel des
Lebens,
Hat in das grause Gewölk Engel des
Himmels gewebt!

Nehrlich.

Gemeiner Dichtersinn.

An . . .

Willst ein Sänger du seyn, geliebt von den
himmlischen Musen,
Und das thörigte Herz flammt nur von
irrdischer Gluth?
Willst den strahlenden Kranz unsterblichen Ruhms
du erringen,
Und in gemeiner Welt sättigt dich niedri-
ges Lob?

Nehrlich.

Grabbesuch einer Mutter.

Lächelt die Mutter auf's Grab des geliebten
Kindes; so streut sie
Blumen im Wiegengesang ihm auf die
schlafende Stirn.

Nehrlich.

An den Genius des Jahrs.

18 . .

Neugeborner Genius,
Kind der jüngsten Stunde,
Wie so ernst? Entschwebt kein Gruß
Freundlich deinem Munde?

Darf der Hoffnung Auge sich
Froh zu dir erheben?
Oder machst du uns, o sprich!
Machen wir dich beben?

Ja du bebst! Die Mordbegier
Ras't mit losem Zügel,
Und die Zwietracht schlägt nach dir
Ihre Drachenflügel.

Unheilschwanger rauscht ihr Flug,
Wo sonst Eintracht wohnte!
Elend, wen sie niederschlug!
Elend, wen sie schonte!

Wo der Gott? Ist Einer, nein!
Dem ihr Grimm nicht drohte? —
Wer nicht todt ist, will es seyn,
Oder weint um Todte.

Ringsum Mord und Schlachtgewühl,
Ringsum Jammerscenen!
Fließt des Blutes noch so viel,
Fließen mehr doch Thränen.

Deiner Brüder viele schon
Fanden ach! uns zagend;
Doch sie sind, sie sind entflohn,
Rettung uns versagend.

Darum laß zu dir empor
Uns voll Hoffnung sehen!

Höre nicht mit taubem Ohr
Die Verzweiflung flehen!

O gebeut mit ernstem Blick
Schonung dem Verderben!
Wehr', o wehre dem Geschick,
Oder laß uns sterben!

Denn zu schwer straft sein Gericht
Täuschung, Wahn und Mängel. —
Bist du Friedensengel nicht,
Sey uns Todesengel!

Weisser.

An den Sänger.

Weih', o Jüngling, deine Leyer
Jenem unsichtbaren Land!
Hebe dich, im heil'gen Feuer,
Ueber niedern Erdentand!

Singest du, der Saiten Meister,
Andachtvolle Seelenruh;
O dann horchen reine Geister
Dir aus goldnen Wolken zu.

Heil dir, wenn dem Aetherbilde
Beßrer Welt dein Lied ertönt,
Dich in seligem Gefilde,
Statt des Lorbers, Palme krönt!

In der fliehenden Gestaltung
Wirst du ahnden stetes Seyn,

Wirst dem Wandelbaren Haltung,
Festen Stand dem Wechsel leihn.

Und wenn still die Abendröthe
Ihren Purpur - Teppich spannt,
Wie entflammt dich zum Gebethe
Dann ihr frommer Opferbrand!

Sieh! die Schöpfung kniet; es läuten
Tempelglocken festlich drein;
Feyernd steht das Rad der Zeiten;
Unvergänglich blüht der Hain.

Statt der Zahl, dem Maß und Gleise
Der Gestirne nachzuspähn,
Läßt die Nacht zur ew'gen Reise
Dich, entrollt, die Karte sehn.

Bey dem schauerlichen Schweigen
Merkst du auf das innre Wort;
Sterne glänzen dir, und zeugen
Von der schönern Heimath dort.

Ferne Welten funkeln näher,
Hellen sanft das finstre Grab,
Und mit Lächeln blickt der Seher
In der Erde Schooß hinab.

So von Lethe's Ufern kehrte
Singend Orpheus einst zurück,
Daß er die Geweihten lehrte
Guter Seelen künft'ges Glück.

Darum aus des Hebrus Wogen
Stieg die Leyer, als er sank,
Glorreich auf zum Himmelsbogen
Unter süßem Saitenklang,

Wo, bewundert, bey der Sphären
Reihentanz, am Firmament,
Hohen Dichter-Geist zu nähren,
Sie als Sternbild ewig brennt.

Burk.

Der Nahmenstag.

An den Herrn Geheimenrath von Ittner, bevollmächtigten Minister in der Schweiz.

Freyburg, den 26. April 1810.

Warum, mein Verehrungswürdiger, mußten Sie am 23. d. uns fehlen? Nicht nur meine Familie, sondern der ganze Zirkel meiner hiesigen Freunde und Freundinnen feyerte, wie gewöhnlich, meinen Nahmenstag, und gern hätten wir Sie, mit Ihrer frohen Laune, in unsrer Mitte gehabt. Auch wäre dann zu den übrigen Gaben, die ich empfieng, noch ein Lateinisches oder Griechisches Distichon hinzugekommen. Es war für mich und die Meinigen wieder ein schöner Tag, und von neuem freute michs, daß ich seit meinem Aufenthalt in

Freyburg im Besitz eines Nahmentages bin, da ich zuvor, wie es in vielen Ländern üblich ist, nur einen Geburtstag hatte. Freylich ist dieser wichtiger, als jener, weil man seinen Nahmen nicht eher erhält bis man gebohren ist, und nur die Philosophen dann und wann einem Ding eine Benennung geben, das sich weder im Himmel noch auf Erden findet, auch wohl niemahls finden wird. Indessen bleibt die Nahmenstagsfeyer eine löbliche Sitte, selbst für diejenigen, die, gleich mir, keinem Heiligen, als Nahmenspatron, sich anbefehlen können, oder denen ihr Patron so wenig seyn kann, als mir mein Nahmensverwandter, der muthige Ritter St. Georg; denn, ob ich gleich in meiner Jugend den besten Willen gehabt hätte, so wie er, ein hübsches Mädchen zu befreyen, so weiß ich doch nicht, wie der Kampf mit dem Lindwurm ausgefallen wäre. Unmöglich kann uns der Nahme gleichgültig seyn, bey welchem wir, in den frühesten Jahren, von Aeltern, Geschwistern und Gespielen

genannt wurden; dieser Laut, den wir, mit den Worten Vater und Mutter, zuerst von andern unterscheiden lernten. Noch in späteren Jahren tönet in ihm etwas von der Stimme der Liebe und Freude, des Mitleids und der Warnung, womit die treuen Gefährten unsrer Kindheit ihn aussprachen; und nicht selten weckt er dieses oder jenes süße Andenken auf, das im Dunkel der Vergangenheit schlummert. Wenn Einige deswegen lieber die Geburts- als Nahmenstage gefeyert wissen wollen, weil erstere den Wenigsten außer der Familie bekannt sind, folglich auf den häuslichen Kreis sich einschränken; an den letzteren aber Viele Theil nehmen, mit denen man in keiner genauen Verbindung steht; so bin ich nicht dieser Meynung. Ich betrachte die Besuche bey dergleichen Gelegenheiten, sobald sie nicht steifes Hof-Ceremoniel sind, wie die Terminalien der alten Römer, da die Gränz-Nachbarn zusammen kamen, und man, nebst den größeren Streitigkeiten, die geringeren

Zwiste beylegte, zuweilen auch geheimen Groll besänftigte. Giebt es doch im menschlichen Leben der kleinen Mißverständniße, der unwillkührlichen Beleidigungen, der Anläße zu falschem Argwohn so viel; und wie manches schon ist, an Freuden- und Ehrentagen, durch eine wohlwollende Miene, durch eine dargereichte Hand, in ein milderes Licht gestellt, ausgesöhnt, in Vergessenheit gebracht worden. Oft sogar scheint eine bloße Glückwünschungskarte, mit rothen Herzen bezeichnet, einem freundlich zuzulächeln, und zu sagen: Laß uns wieder Freunde seyn! — Aber ist es nicht, als wollte ich durch ein Programm über Nahmenstage Ihnen den meinigen, der vorüber ist, hinten nach ankündigen? Genug also, der Tag wurde gefeyert, so herrlich gefeyert, daß er mir oft in der Erinnerung von neuem aufgehen, und, wenn eine trübe Stunde naht, sie durch seinen Wiederschein erhellen wird.

Gleich beym Erwachen ahndeten mir die Freuden, die mir bevorstuhnden. Als ich in

das Wohnzimmer trat, fand ich die ersten Geschenke, zu denen meine Frau einige Töpfe mit Aurikeln gestellt hatte, weil diese, wegen ihrer anspruchlosen Schönheit, mir vor anderen lieb sind. Zugleich zeigte sie mir etwas zum Morgen-Anzuge für mich, und rühmte selbst die uneigennützige Sorgfalt, mit der sie darauf bedacht wäre, daß, wenn junge Damen in der Frühe mich besuchten, ich auf die gefälligste Art vor ihnen erscheinen könnte. Wirklich war eine Dame zugegen, die mir eine köstliche Urne von Krystall anbot, voll der seltensten Blumen, so mahlerisch geordnet, als hätte sie dabey die, wegen ihrer Kränze so berühmte, Athenienserinn, Glycere, zur Rathgeberinn gehabt.

Mein Sohn zog mich durch sein Geschenk aus einer sonderbaren Verlegenheit. Mein grünes Käppchen, das mich so oft zu Ihnen nach Heitersheim begleitete, als noch die, jetzt niedergerißenen, Acacien vor ihrer Thür mich bewillkommten, noch die prächtige Pappel stand,

und zum Frühstück uns rauschte; dieses Käppchen fieng an, vor Alter schwarz zu werden; und dennoch mocht' ich es, weil es so lange mir gedient, so vieles mit mir erlebt, verschiedne Reisen mit mir gemacht hatte, nicht verabschieden. Mein Sohn bat mich, ein neues von ihm anzunehmen, welches von der Liebe seine Weihe bekam, und in dem ersten Augenblicke, da es aus seiner Hand in die meinige übergieng, mir theuer war.

Nun folgte ein Geschenk dem andern. Zum blühenden Rosenstocke gesellte sich der goldne Lack, und der Blumensträuße wurden so viele gebracht, daß es das Ansehen hatte, als wären die Gärten um Freyburg leer gepflückt worden, damit sich mein Zimmer in einen Garten verwandelte.

Selbst die Armuth spendete einige Blumen zur Gabe, welche, wie Sie leicht errathen, nicht weniger in Ehren gehalten wurden, und neben den kostbarsten ihren Platz erhielten.

Verschiedne dieser Geschenke hatten schriftliche Beylagen, die ihren Werth verdoppelten. So der Auerhahn, mit dem mich mein Freund Schnetzler überraschte, die krystallene Theebüchse meines guten, treuen Arztes, und andre. Die Gedichte der beyden ersteren — denn Eckers Prosa ist mehr Gedicht, als viele unsrer neuesten Poesien — übersende ich Ihnen, nebst einer Ode von Neveu, der gerade an diesem Tage seine Stelle als Regierungsrath niedergelegt hatte, um künftig seine Zeit zwischen der Landwirthschaft und seinen Lieblingsstudien zu theilen. Mögen Sie nur meine Antworten nicht zu lang finden! Es wäre traurig, wenn das Alter den Dichter, auch als Dichter, geschwätzig machte.

Leben Sie wohl!

J. G. J.

Beylagen.

I.

Blumen sendet dir heut durch Grazien-Hände der Frühling;
Ich, ein Freund Epicurs, sende den Auerhahn dir.
Auf dem rauhen Gebirg des mächtigen Dängelegeistes
Hat ihn Diana erlegt, und dir zum Opfer geweiht. *)

X. Schnetzler.

---

*) Man s. das Gedicht von Hebel: Geisterbesuch auf dem Feldberg, in der Iris für 1810.

Antwort.

Mit seltenem Erstaunen sahn,
Gewöhnt an Einfalt, unerfahren,
Des kleinen Herdes kleine Laren
Das Wunderthier den Auerhahn
In seiner Riesengröße nahn.
Wohl hörten sie den Haushahn krähen;
Und kommt ein Feyertag, so drehen
Am Spieße Taub' und Ente sich;
Allein noch nie besuchte mich,
Herab von unsers Feldbergs Höhen,
Der stolze Vogel, dort gehegt,
Den man, um Feste zu begehen,
Auf der Magnaten Tafel trägt.
So pflegt, mit treu besorgten Händen,
Die Freundschaft öfter mir zu spenden,
Was mir das Glück nicht zugedacht;
Was ich, genügsam, gern den Reichen
Gegönnt, was aber doch, als Zeichen
Der Liebe, frohe Stunden macht.

II.

Bontekoe*) hielt vor hundert vierzig Jahren dem chinesischen Theestrauch eine ärztliche Lobrede; ihm war der Blätter lieblich duftender Aufguß, den auch du liebst, eine Panacee. Eine Panacee, tränke man auch nach Bontekoe zwey hundert Tassen in Einem Tage, ist der Thee wahrlich nicht; und doch wünschte ich so sehnlich, eine Panacee für Dich zu finden. Darum sey diese krystallene Büchse, mit Thee gefüllt, ein Symbol der zärtlichsten Sorgfalt, mit der ich jedes Uebel, das einst Pandorens Büchse entstürzte, von Dir scheuchen möchte; leer sey sie ein Symbol jener, in der die Hoffnung zurückblieb, die Hoffnung, Dich heiter und froh an diesem Tage nach einem Jahrzehend wieder zu umarmen.

Ecker.

*) Ein berühmter Arzt, von Geburt ein Holländer.

Antwort.

Dient gleich der Balsamreiche Thee
Den Kranken nicht zur Panacee;
So lindert er doch manches Weh,
Hat manchen Kummer schon gestillt,
Und mir den Busen oft erfüllt
Mit seligen Begeisterungen.
Oft sang ich nach, was Kienlong*) gesungen;
Es rührte mich des Liedes Lieblichkeit,
Das Baggesen der Staude China's weiht.**)
Darum, o Freund, ist mir dein Feyer-
Geschenk auch ohne Sinnbild theuer;
Als Sinnbild aber wirds zum heil'gen Pfande mir;
Denn eingegeben hat es treue Liebe Dir.
Was kümmert mich der ganze Troß
Von tausendfachen Erdenplagen,
Den, in der Unschuld goldnen Tagen,
Pandorens Büchse noch verschloß?

*) Der letztverstorbne Chinesische Kaiser, welcher ein Lobgedicht auf den Thee verfertigte.

**) Man s. das schöne Theelied dieses Dichters.

Du wirst ihn weg von meinem Lager scheuchen,
Und, will die Hoffnung selber weichen,
Als Labsal, tröstend, mir den letzten Becher
reichen.

III.

An den 23. April 1810.

Sey mir in deinem Blüthenkleide
Wie ein ersehnter Freund gegrüßt,
Den in des Herzens stiller Freude
Der Freund umschließt!

Du bietest mir die schönste Gabe,
Die Sterblichen der Himmel beut,
Die mich geleiten soll zum Grabe,
Entzogenheit.

Zwar ist mein Jugendtraum geendet,
Und mancher Hoffnung Knospe fiel;

Doch, froh der Zukunft zugewendet,
Steh' ich am Ziel.

Hat gleich das Ideal gelogen;
Mir blieb mein besseres Gefühl.
Hat mich ein Gaukelspiel betrogen;
Mir ward doch viel.

Mir ward aus deiner Schönheit Fülle,
Natur, der reichlichste Gewinn;
Für Recht und Wahrheit reiner Wille,
Und fester Sinn.

Mir ist mein Genius begegnet;
Ein vom Geschick erflehter Freund;
Der Stunden beste sey gesegnet,
Die uns vereint!

Es war mein Geist in Nacht versunken,
Und meines Daseyns Hälfte schlief,
Bis er den heil'gen Götterfunken
Ins Leben rief.

Das Erstgebohrne meiner Lieder,
Das meiner Wünsche Streit entschied,
War ihm geweiht; einst tön' ihm wieder
Mein letztes Lied!

v. Neyeu.

Antwort.

Als Rath, mit einem Amtsgesicht,
Collegialiter am langen Tische sitzen,
Sich selbst mehr, als dem Staate, nützen,
Und, wenns an eigner Kraft gebricht,
Gemächlich sich auf Andre stützen:
Wer das gelernt hat, weicht von seiner Stelle nicht.
Wen aber stündlich das Gewicht
Des Mitregierens drückt, weil lauter seine Pflicht,
Als tausend fremde Stimmen, spricht;
Wem, jedes heil'ge Recht zu schützen,

Sein Herz gebeut, der trauert oft, und schwebt
In Zweifeln, ob sein ernster Wille
Wohl je das hohe Ziel erstrebt.
Vielleicht auch denkt er in der Stille,
Mißmüthig, dem: Beatus ille
Des Flaccus nach, und legt, o Freund, wie Du,
Die Acten weg, die Störer seiner Ruh.
Ein ländlich Dach soll ihm der Freuden-Fülle
Gewähren; schon vergißt er im gepriesnen Thal
Den stattlichen Regierungssaal.

Wird seinen Tagen hier das Glück die Kränze
winden,
Die er gehofft? wird in umbüschten Gründen
Nicht, bey dem Quellgemurmel, bey dem Spiel
Des Morgenwinds, ein höheres Gefühl
Erwachen, Rechnung von ihm fodern,
Und auf von neuem so das Feuer lodern,
Das den, für Menschenwohl besorgten, edeln
Geist
Unwiderstehlich fort zu Müh' und Arbeit reißt?
Kann ihm sein Feld, sein Meierhof genügen?

Du weißt: Ein Leben, thatenlos,
Pflegt, in der Ruhe weichem Schooß,
Uns mit uns selber zu entzweyn;
Von Wunsch zu Wünschen irren wir — doch nein!
Du folgtest nicht dem Ruf in Flur und Hain,
Um ohne Zwang im Schatten da zu liegen,
Des Anblicks froh, wenn Deine Stiere pflügen,
Die Schaafe weiden, und die Blüthen nieder-
schneyn.
Du wirst, o Freund, im innigsten Verein
Mit der Natur, geschäftig seyn,
Was Kunst und Fleiß vermag, vom Boden
zu erringen;
Nicht aber seinen Ueberfluß,
Nicht den Gewinn, den Trift und Forst und
Garten bringen,
Hingeben eitelm Prunk und üppigem Genuß;
Der Hungrige wird Deine Garben
Zu seinem Troste binden sehn,
Und Hoffnung denen, welche darben,
Von Deinen Obstbeladnen Bäumen wehn.
Oft auch, wenn Du der Nachbarn Saat

Umwandelst, geht ein Sohn des Kummers
Dir entgegen;
Du hilfst ihm auf durch treuen Rath,
Und in Dein Schlafgemach begleitet Dich sein
Segen.

Vor allem, Freund! ist zu erwägen.
Daß Dich in Amt und Pflicht die Muse nahm,
Die lächelnd schon zu Deiner Wiege kam.
Will sie mit ihrem Günstling sprechen,
So wählt sie Wies' und Wald, die Einsamkeit
an Bächen;
Den Lorbeer legt sie nie auf einen Actenstoß.
Sie winkt Dir; säume nicht! preiswürdig ist
das Loos
Des Sängers; seine Leyer kann
Beseligen den Biedermann,
Und Leidende mit dem Geschick versöhnen.
Das letzte Deiner Lieder wird,
Wenn Freundschaft längst um meinen Hügel irrt,
Noch meinem Schatten lieblich tönen.

J. G. J.

Lebensphilosophie

für

kluge Männer und Planmacher.

Es ist nicht immer rathsam, allein weise seyn zu wollen, wenn unsere Zeitgenossen Thoren sind.

Aber ein kluger Mann muß lange unter Thoren gelebt, und die Umstände wohl berechnet haben, um den Zeitpunkt zu bestimmen, in welchem er ihre Sitten und ihre Weise nachmachen soll. Diesen Grundsatz kann man füglich zur Lebensphilosophie rechnen.

Ich habe von einem großen Staatsmann eine Fabel erzählen hören, die als ein Denkmal seiner Einsicht aufbewahrt zu werden ver-verdient. Eine gewisse politische Secte wollte

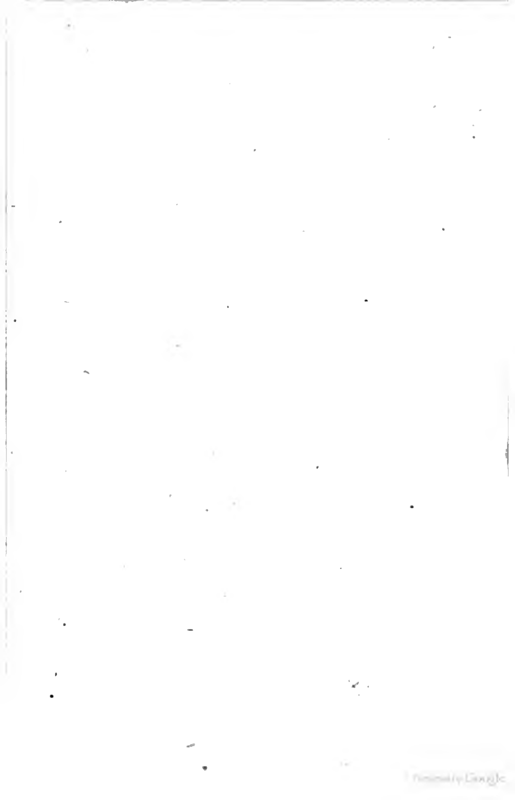
ihm eine Maßregel begreiflich machen, die er immer, ohne Gründe anzugeben, von der Hand wies. Da aber die Männer immer zudringlicher wurden, so sagte er: Meine Herren, Ihr Plan paßt weder für die Nation, mit der wir es zunächst zu thun haben, noch für die Zeiten, in denen wir leben. Indessen will ich für Ihre guten Absichten Ihnen eine Geschichte erzählen.

In einem gewissen Lande fieng es nach einem heißen Tage und nach heftigen Sonnenstichen an, stark zu regnen. Die Leute, denen die Tropfen auf die Köpfe fielen, wurden alle wahnsinnig, und drückten mit den seltsamsten Geberden den Zustand ihrer Tollheit aus.

Als mehrere kluge Männer diese Symptomen bemerkten, sprangen sie in die Häuser, verbargen sich unter Dächer, unter Gewölbe, oder in Höhlen. Jedoch gewannen sie nichts dabey; denn kaum war der Regen vorüber, so kamen sie zwar wieder hervor, allein ihre tollgewordenen Mitbürger, die sich unter einander



F. Hegi del. et sculp.



Klage.

Erasmus schrieb vorlängst allein
Der Narrheit Lob — um Scherz zu treiben;
Nun gilt es, leider! allgemein,
Der Narren Lob im Ernst zu schreiben.

Haug.

Notiz.

Freund Wacker nennt es überdreist,
Daß man auf ihn mit Fingern deute.
Allein es sind nur Biederleute,
Auf die man jetzt mit Fingern weist.

Haug.

Gnome.

Nimm, Fürst, von deines Volkes Vermögen,
Allein dem Volke zu neuem Segen!
Die Fürstinn des Tages — merke drauf —
Zieht so die Erdendünste hinauf,
Und gießt sie herab in befruchtendem Regen.

Haug.

Des Liedes Schicksal.

Schönstes Loos, so dir beschieden,
Kindlein ohne Mark und Bein!
Ziehest durch die Welt in Frieden,
Kehrst bey allen Guten ein.

Ueberall bist du willkommen,
Jeder wünschet dich zum Gast,
Und dir macht das Gehn und Kommen
Keine Sorge, keine Last.

Wer dich liest, wird dir zum Lenze;
Neue Knospen setzen an,
Größer wird der Baum, und Kränze
Ew'ger Blüthen hangen dran.

Lebst zufrieden, wie ein König,
Einen reichern giebt es kaum,

Und das alles macht dir wenig,
Wiederfährt dir wie ein Traum.

Ist einmahl was Rechtes drinnen,
Trägt auch jeder was hinein,
Und so kannst du viel gewinnen,
Und so kannst du alles seyn.

Denn Ein Ton macht viele tönen,
Ist er anders hell und rein,
Und dies ist das Loos des Schönen,
Alle Seelen stimmen ein.

Lehr.

Herbstlied.

Schon legen, von dem Nord umweht,
Des Waldes Jünglinge die Kronen
Dem Wanderer zu Füßen; seht,
Wie unachtsam, wie ohne Schonen
Er, sie zertretend, weiter geht!

Ach! meines Erdenlebens Bild!
Einst blühten meiner Freuden Haine;
Jedoch es sank im Lenzgefild
Ihr Schmuck noch vor dem Abendscheine,
Von des Geschicks Orkan umbrüllt.

Die Menschen stürmen drüber hin;
Sie wissen nicht, was sie zermalmen;
Mir wird kein Freudenhain mehr blühn,
Und nie mit neuen Hoffnungshalmen
Mein dürres Feld sich überziehn.

Heran, o Winter, starrer Greis!
Du findest nichts mehr zu verheeren.
Versteinere der Wallfahrt Gleis!
Und selbst die letzte meiner Zähren
Verwandle fallend sich in Eis!

Buri.

Letzter Seufzer
des Römischen Dichters Ovid,
der als Verwiesener zu Tomi in Pontus starb.

Wie grausam, Schicksal, ist dein Scherz
Mit Menschensinn, und Stand!
Gabst mir für solch ein Land — dieß Herz,
Für solch ein Herz — dieß Land!

Albrecht.

Herder.

Aus dem Orient kam die wunderköstliche Perle,
Schön den Busen mit ihr hat sich Europa geschmückt!

Nehrlich.

An Fanny.

Ach! geschieden von Dir, gehört der Himmel, die Erde
Nicht dem Liebenden mehr; überall irrt er, und sucht.
Nahe wieder, und gieb dem Armen, was er verloren;
Gieb mit dem Kusse dein Herz, gieb mit dem Herzen die Welt!

Nehrlich.

Ueber Lügen und Lügner.

Es ist eine alte Wahrheit, daß die Lügen wenigstens zur Hälfte ihre Entstehung dem Wunsche zu gefallen, und in den Augen Anderer sich wichtig zu machen, zu verdanken haben. Wenn also der Teufel, wie man sagt, ihr Vater ist, so ist die Eitelkeit ihre Mutter, und man sollte sie, da sie höchstens Halbschwarze sind, mit weniger Abscheu betrachten. Die Menschen haben so viele Fehler, das ich nicht begreife, wie man dazu kommt, mit diesem Nahmen auch noch ihre Tugenden zu brandmarken. Und wenn ich es gleich nicht wage, das Lügen geradezu eine Tugend zu nennen, so hat es doch viel Liebenswürdiges; es ist oft so unschuldig, und, was die Haupt sache ist, oft so nothwendig, daß ich nicht umhin

kann es den Leuten, denen es nun einmahl nicht gegeben ist, alle zehn Gebote mit sclavischer Aengstlichkeit zu erfüllen, vor manchen andern Lastern zu empfehlen.

Was ist trauriger, als die meisten Wahrheiten, und wer sollte daher nicht von ganzem Herzen wünschen, daß sie alle zu Lügen würden? Auch muß schon der Umstand, daß die Wahrheit allgemein gehaßt wird, ein günstiges Vorurtheil für die Lügen erregen; und wenn es Menschen giebt, die, sonderbar genug, von beyden gleich abgesagte Feinde sind, so ist doch dieser Widerspruch nur scheinbar. Denn, wenn gleich die nähmlichen Großen, bey welchen man sich durch eine einzige Wahrheit um den Hals reden kann, es zugleich für ein Majestätsverbrechen halten, wenn man ihnen eine Lüge sagt, so sieht man sie doch beständig wieder von andern Leuten umgeben, die ordentlich dafür bezahlt sind, sie aufs unverschämteste zu belügen.

Selbst die strengsten Moralisten, einige der

allerstrengsten ausgenommen, erlauben eine Nothlüge. Aber heißt das nicht jede Lüge erlauben? Oder sind nicht selbst diejenigen Lügner, die man beschuldigt, sie hätten bey ihrem Lügen gar keinen vernünftigen Zweck, sind nicht gerade diese die wahren Nothlügner? Sie würden auf der Stelle des Todes seyn, wenn man sie nöthigte, auch nur eine Minute ohne eine Lüge von ihnen von dem Zeitenstrom verschlingen zu lassen. Lügen ist ihr eigentliches Element; es ist das Wasser, worin diese nicht stummen Fische schwimmen. Kurz, Lügen heißt bey ihnen Athem hohlen, und dieser Verrichtung wird doch hoffentlich niemand die Nothwendigkeit absprechen wollen?

Man kann unmöglich vom Lügen reden, ohne sich des Roß- und Mäuler-Urtheils darüber in den bekannten, wahrscheinlich selbst erlogenen Reisen des englischen Seekapitains Gulliver zu erinnern. Wie man doch deraisoniren kann, wenn man — ein Vieh ist! Nicht einmahl ein Wort haben diese albernen vier-

füßigen Pflastertreter für die schöne Sache, die ihnen so nichtswürdig vorkommt, und nennen sie eben daher das Ding, das nicht ist. Wahrlich, ich würde euch Pferde schimpfen, wenn ihr — keine wäret; und was ist billiger, als daß man Philosophen eures Schlags nichts als Heu in die Raufe steckt, und höchstens alle Festtage eine Handvoll Haber in die Krippe wirft? Stampft ihr nicht ordentlich mit eurem Huf vor Unmuth die Erde, wenn ihr hört, daß ein zweyfüßiger Lügner so wenig roth wird, als ein vierfüßiger Wahrheitsfreund! Ihr wißt freylich nicht, was Lügen und Falschheit ist. Aber dafür ist es auch eine pure Unmöglichkeit, daß unter euch jemahls ein Geschichtschreiber, oder ein Redner geboren werde. Und könnte der witzigste Kopf unter euch die Stirne haben, sich an dem kleinsten europäischen Hofe auch nur um die Stelle eines Kammerjunkers zu bewerben? Auch werdet ihr wohl daran thun, wenn ihr euch selbst auf ewig in die Grenzen eurer uncivilisirten

Houyhnhnms - Staaten verbannt: Denn wie würden unsere neuesten und beliebtesten Reise- beschreiber euch auszischen, wenn ihnen eure trockenen und uninteressanten Versuche in diesem Fache zu Gesicht kämen! Ihr habt, wie euer enthusiastischer Lobredner, der einfältige Gulliver behauptet, beynahe einen so großen Ueberfluß an guten Poeten, als wir an schlechten, und ich will es glauben, daß eure jungen Hengste von dem Haber, den sie fressen, da er einem bekanntlich ohnehin sehr leicht zu Kopfe steigt, so begeistert werden, als unsere poetischen jungen Herrn von dem Gerstensaft, den sie saufen, ob ich gleich nicht recht begreife, wie ein Pferd auf einem andern reiten, und also ein dichtender Houyhnhnm den Pegasus besteigen kann. Auch will ich euern wiehernden Sängern das Talent nicht absprechen, auf das höchste Wesen, die Tugend und andere dergleichen abstrakte Begriffe und Gemeinplätze eine Ode, oder ein Sonett zu machen, allenfalls auch ein Lied an die Freude, oder eins

von der Glocke, oder eins an den lieben Mond zu dichten. Aber wage es einmahl der beste unter ihnen, die unsterblichen Helden, die menschlichen Sieger, die erhabenen Patrioten, die immer wachen Väter des Vaterlands, die bescheidenen Weisen, die großmüthigen Freunde, die freygebigen Reichen, die gerechten Richter, die ehrwürdigen Matronen, die klugen Hausfrauen, die treuen und liebevollen Gattinnen, die keuschen Jungfrauen und dergleichen, von deren Ruhm nicht bloß unsere Oden, Hymnen, Lieder, Sonette und Madrigale, sondern sogar unsere Todesanzeigen voll sind, ich sage, er wage es einmahl, diese zum Gegenstand seiner Begeisterung zu machen, und ich will meinen Kopf verlieren, wenn er auch nur vier Zeilen zu ihrem Lobe zusammen zu reimen vermag; und besteht er nichts desto weniger hartnäckig auf seinem Vorsatz, sie zu besingen, so wird er sich die Besungenen zu seinen bittersten Feinden machen; ja ich wette, man wird seinem Gedicht sogar — die Censur verweigern. Also

nicht einmahl Poeten könnt ihr seyn, bloß weil ihr euch in den Kopf gesetzt habt, das Ding, das nicht ist, weder in Prosa, noch in Versen zu sagen.

Eine Hauptfrage, die ich den wenigen Gegnern des Lügens unter uns, diesen Abtrünnigen, die man zu den Houyhnhnms verweisen, und gegen eine gleiche Anzahl ihrer angebornen Natur getreuerer Yahoos vertauschen sollte, zur Beantwortung vorlege, ist diese: An welchen Gegenständen soll der menschliche Scharfsinn sich üben, wenn es keine Lügen mehr giebt? Wahrlich, man könnte sein Bischen Kritik höchstens noch bey den sogenannten alten Klassikern, und auch bey diesen nur halb anwenden, wenn die Menschen auf einmahl den unseligen Entschluß faßten, nichts als die reine nackende Wahrheit zu reden und zu schreiben. Sind nicht unsere Gesellschaften wahre Fechtschulen, worin der skeptische Scharfsinn des Einen den Witz, mit dem ihn der Andere zu belügen trachtet, parirt? Man muß

sich daher billig wundern, daß man diese Uebungen die dem Geist des Kämpfenden eine außerordentliche Gewandtheit geben, muthwillig aufs Spiel setzt, indem man noch immer erlaubt, daß gegen das Lügen gepredigt und geschrieben wird; und es ist ein Glück, daß diese gedruckten und ungedruckten Predigten eben so wenig fruchten, als die gegen die schändlichsten Laster. Ist es zugleich nicht eine ganz eigene Art des Vergnügens, in Gesellschaften die Thoren heimlich zu belächeln, die sich einbilden, man glaube ihnen alles, während wir ihnen gar nichts glauben? Und welche entzückende Freude muß es einem Vaterherzen machen, wenn er sieht, wie in eben diesen Gesellschaften seine lieben Kleinen anfänglich in ihrer frommen kindlichen Unschuld alles glauben, was sie hören, und dann zusehends klüger werden! Erst fangen sie an zu zweifeln, dann glauben sie von zehn Lügen kaum noch Eine, und am Ende die Wahrheit selbst nicht mehr. Aber nicht zufrieden mit diesem Triumph

über die Lügner, besinnen sie sich keinen Augenblick, diese mit ihren eigenen Waffen anzugreifen. Sie schämen sich, noch eine Wahrheit zu sagen, und lügen mit einer so dreisten Fertigkeit, daß ihre erstaunten Lehrmeister selbst sich für überwunden bekennen müßen.

Man wird nicht müde, den täglich mehr einreißenden Unglauben zu bejammern. Auch diesem schrecklichen Uebel kann nur durch das Lügen gesteuert werden: Denn wenn die Gewohnheit, Unwahrheiten zu sagen, auf der einen Seite Zweifler hervorbringt, so erzeugt sie auf der andern noch unendlich mehr Leichtgläubige. Wer einmahl von gewissen Leuten dahin gebracht worden ist, alles zu glauben, was sie ihn glauben machen wollen, kann unmöglich mehr an irgend etwas zweifeln. Er muß sogar mit unsern jüngsten jungen Philosophen und unsern ältesten alten Weibern Hexen und Gespenster glauben, und man darf also nicht fürchten, daß es ihm jemahls einfallen werde, die wichtigsten Wahrheiten zu

läugnen; statt daß die eingebildeten Klüglinge, welche den Lügnern ihren Glauben versagen, sich des nähmlichen Vergehens auch gegen die Propheten, wenigstens gegen die neuesten im Vaterlande, schuldig machen.

Betrachte ich die Lügen als Kinder der Eitelkeit; so finde ich nichts billiger und natürlicher, als daß Leute wie ihr, als daß Männer und Jünglinge, Frauen und Mädchen, Dichter und Weltweise, kurz, daß die gelehrte, wie die elegante Welt, welche der Mutter ihr ganzes Herz zur ewigen Wohnung eingeräumt hat, auch ihre armen Kindlein nicht verstoße. Die Eitelkeit selbst, diese Toiletten- und Schreibpult-Göttinn, spornt mich bey dieser Gelegenheit mächtig, auch ihr, wie ihren Kindern eine Lobrede zu halten. Da es ihr aber bis jetzt noch nicht gelingen wollte, mich zu überreden, daß mir auch die erforderlichen Talente dazu nicht fehlten, so wird sie mir verzeihen, wenn ich vor der Hand wenigstens noch den Warnungen einer ihrer Feindinnen,

der Bescheidenheit, die mir jene Talente gera-dezu abspricht, mehr Gehör gebe, als ihren gefährlichen Aufmunterungen.

Aber auch zum Besten des Vaters der Lügen läßt sich unendlich viel sagen, und ich kann mich über die Frechheit nicht genug ärgern, mit welcher jeder Tropf an dem Teufel selbst zum Ritter werden will. In der That, die Begierde, diese schwarze Majestät in den Augen der Einfältigen immer schwärzer und schwärzer zu machen, ist selbst eines der schwärzesten Verbrechen; denn was ist sie anders, als Undank? Hat nicht dieser nur zu langmüthige und barmherzige Teufel das sonnenklarste Recht, neun Zehntheile von euch jeden Augenblick zu hohlen, und entsagt er demselben nicht aufs menschenfreundlichste? Wartet er nicht geduldig, bis der Tod, oder ihr selbst ihm eure Person überliefert? Und läßt er sich ein graues Haar darüber wachsen, ob ihr ihm nicht etwa den Streich spielt, euch zwar nicht zu bessern, aber doch mit dem letzten Athemzuge noch zu

bekehren? Ist er nicht auf euern Theatern euer Hanswurst, seitdem ihr den rechten abgeschaft habt? Und was noch mehr ist, vertritt er nicht die Stelle des Fatums in euren besten Trauerspielen? Erscheint er nicht bald unter dieser, bald unter jener Maske jedesmahl richtig im fünften Akt, um den Helden zu hohlen? Könnte ohne ihn der Faust des Herrn von Goethe euch das Herz, und der des Herrn D. Schöne das Zwerchfell erschüttern? Bey wem wolltet ihr schwören, wenn er nicht wäre, und zu wem wolltet ihr eure Gläubigern, eure Rezensenten und eure Weiber wünschen? Bildet ihr euch ein, alle diese und noch tausend andere Wohlthaten bloß mit eurer elenden Seele bezahlen zu können, die ihm auf alle Fälle gewiß wäre, wenn er sich auch auf der Welt kein Verdienst um euch machte? Ich weiß wohl, der größere Theil von euch lebt gänzlich nach seinem Willen, und hütet sich aufs sorgfältigste, irgend etwas, das ihn verdrießen könnte, das heißt etwas Gutes zu thun; und

mein Eifer trifft daher nur einige Scheinheilige, die sich wenigstens äußerlich als seine erklärten Widersächer geberden, und nicht zufrieden, ihm selbst, wenn gleich nur symbolisch, und nicht handgreiflich, wie D. Luther, das Dintenfaß an den Kopf zu werfen, zugleich durch die studirtesten Beleidigungen, die sie sich gegen seine Kinder, die Lügen und gegen die Freunde derselben erlauben, sein zärtliches Vaterherz aufs tiefste verwunden. Zum Glück bleibt der Teufel immer der Teufel, und er ist daher Philosoph genug, um sich auch über dieses widrige Schicksal zu erheben. Er weiß, daß kein Parlement, und also auch das höllische nicht, ohne eine Oppositionspartie bestehen kann, und daß die seinige die kleinste ist, die sich denken läßt. Er lacht also nur über die Sonderlinge, die sich durch ihren Haß gegen ihn und seine Kinder selbst der ganzen übrigen Welt verhaßt machen, und ihr wahrhaftiges Maul so lange nicht halten werden, bis man sie endlich verdammt, mit den einfältigen

Houyhnhnms, zu deren Sekte sie sich bekennen, Haber zu fressen.

Ich freue mich ordentlich über die siegende Beredsamkeit, mit welcher es mir bisher die Lügen und die Lügner zu vertheidigen gelang; und ich gestehe, noch vor kurzem hätten mich meine Klienten selbst nimmermehr überreden können, daß sie eine so gar gute Sache hätten.

So sehr ich aber den eigentlichen und wahrhaften Lügner, der seinem Beruf gewissenhaft und mit dem gehörigen Verstand obliegt, achte und bewundere, und gegen männiglich in Schutz zu nehmen bereit bin, so tödtlich hasse ich die falschen und unächten, deren es, da jede Kunst ihre Stümper hat, leider nur zu viele giebt. Einige sind Halblügner, und lügen bloß, wenn der Mond abnimmt, oder die Sonne in diesem oder jenem Zeichen ist; einige belügen bloß ihre besten Freunde, andere umgekehrt, nur ihre Feinde, oder ihre Eltern und Vorgesetzte, kurz, statt der ganzen Welt,

kaum die halbe; einige lügen nicht eher, als bis eine Lüge sie vom Galgen, oder vom Staupbesen befreyen muß, wie es denn überhaupt sehr zu beklagen ist, daß so viele sich nicht um der Sache, sondern um schnöder zeitlicher Vortheile willen unter die Fahne des erlauchten Schutzpatrons der Lügen begeben. Andere sind mehr Prahler, als Lügner. Die meisten endlich, und gerade diejenigen, von deren Eifer man sich etwas versprechen könnte, lügen so plump und ungeschickt, daß ihnen auch der einfältigste und gutmüthigste Tropf nicht glaubt, und daß das Lügen selbst durch sie verächtlich wird. Leider gehört einer meiner Freunde, den ich sonst recht herzlich lieb habe, in diese letzte Klasse. Seine Feinde können ihm das Zeugniß nicht versagen, daß er einer der fertigsten und beherztesten Lügner ist. Aber zugleich müßen auch seine Freunde bekennen, daß er an dem Talent, seinen Lügen wenigstens einen kleinen Anstrich von Wahrscheinlichkeit zu geben, von jedem Anfänger in der Kunst

unendlich übertreffen wird, und zugleich die Regel, auch im Guten ein wenig Maaß zu halten, so oft er den Mund öffnet, aufs gröblichste verletzt. Es scheint mir daher eben so zweckmäßig, als nothwendig, mit einigen Charakterzügen von ihm diesen Aufsatz zu beschließen, um einestheils ihm, indem ich ihm einen Spiegel vorhalte, die nöthige Behutsamkeit beym Lügen desto nachdrücklicher einzuschärfen, und anderntheils an seinem Beyspiele dem geneigten Leser zu zeigen, wie er nicht lügen muß.

Mein Freund also — er ist ein Poet, obgleich das Publikum ihn mehr wegen seiner Lügen verlacht, als wegen seiner Verse bewundert — benutzt das Lügen als einen Zauberstab, der seiner blühenden Phantasie nicht nur zu Reichthümern, sondern auch zu Ehre, Ruhm und Ansehen verhilft. Es ist kein Großer, von dem er nicht eine goldene Dose, kein reicher Privatmann, von dem er nicht wenigstens ein Porzellan - Service erhalten hat. Der Hof von Krähwinkel bedachte ihn aus Mitleid mit

einer Kanzellisten-Stelle, und ließ sich nach wenigen Jahren diese kleine Wohlthat wieder reuen. Aber er benutzte das Unglück mit vieler Ueberlegung zu seiner Standeserhöhung; denn er ist nunmehr, ob er gleich fünfzig Meilen von Krähwinkel lebt, nicht weniger, als wirklicher Fürstlich Krähwinkelscher Justizrath. Er wechselte Briefe mit dem verstorbenen Schiller — Schakespear starb ihm beynahe um zwey Jahrhunderte zu früh — der aber unglücklicher Weise so viel Lob an ihn verschwendete, daß ihm, wie er sagt, die Bescheidenheit nicht erlaubt, auch nur Einen der unzähligen Briefe, die er von ihm besitzt, seinen vertrautesten Freunden vorzuzeigen. Auch der ehrwürdige Nestor in Weimar beschäftigt sich in seinem Alter mit nichts, als daß er Ciceronianische Briefe übersetzt, und Wielandische an den Fürstlich Krähwinkelschen Herrn Justizrath erläßt. Goethe hat ihm zwar nicht die Wahlverwandtschaften, aber doch einen andern Roman in der Handschrift zugeschickt, den er — gar nicht geschrieben

hat, und der überhaupt nicht geschrieben ist. Die Buchhändler reißen sich alle um den Verlag seiner Werke, und daher werden sie, um schlimme Händel zu verhüten, niemahls erscheinen. Es war in einer zahlreichen Gesellschaft von einem wichtigen und sehr kostbaren Werke in sechs Quartbänden die Rede. Ich kenne es wohl, sagte der Herr Justizrath; es befand sich in der Bibliothek meines Vaters. Erlauben Sie, versetzte einer der Anwesenden, Ihr Herr Vater war längst todt, als das Buch erschien. Es freute mich zwar sehr, daß er bey dieser fatalen Einrede weder die Farbe, noch die Fassung veränderte. Aber die Antwort, die er ertheilte, war doch ein wenig gar zu unverschämt, und zugleich gar zu einfältig und lächerlich. Nun, sagte er, so waren es sechs andere Quartbände. Der Fürst von Krähwinkel bereist jedes Jahr die Grenzen seines Lands, um seine Truppen zu mustern, und sich über Regierungsangelegenheiten mit dem — seiner Dienste in Gnaden entlassenen

Herrn Kanzellisten zu besprechen. Wenigstens vergräbt sich dieser jedesmahl in das seinem Wohnort am nächsten liegende Dorf, und plaudert nach seiner Zurückkunft die wichtigsten Staatsgeheimnisse, ohne die geringsten nachtheiligen Folgen aus. Den größesten Monarchen unserer Zeit hat er öfters gesprochen, das heißt sprechen hören, wenigstens Einen aus seinem Gefolge. Die ersten Bildhauer wollen seine Büste, und die berühmtesten Mahler und Kupferstecher sein Bildniß verfertigen. Da er aber fürchtet, die guten Leute möchten durch zu viele Bestellungen in Verlegenheit kommen, so hat er ihnen das Unternehmen freundschaftlich abgerathen. Ohnehin bedarf sein Ruhm keines weitern Zuwachses, und daher ist ihm der Gedanke schon lästig genug, daß Deutschland nach drey Jahrhunderten zum Behuf eines Denkmahls für ihn sich der gleichen Verschwendung, wie jetzt für das Luthersche schuldig machen wird. Er ist nie reicher, als wenn er nichts hat, und eben

deswegen sein ganzes Leben hindurch ein wahrer Krösus. Er hält es, wie billig, für schändlich, jemand wegen eines Fehltritts zu verläumden, und daher behauptet er, daß sie Kinder gehabt haben; bloß von den unschuldigsten Mädchen. Er liest euch eure eigenen Verse vor, und wenn er fertig ist, klopft er euch auf die Schultern, und sagt: Nicht wahr, mein Bester! der Bettel ist mir ganz erträglich gelungen? O daß Sie mich gerade gestern nicht besuchen mußten — ich besuche ihn in meinem Leben nicht — rief er mir heute beym Begegnen auf der Straße zu; ich habe ein halbes Dutzend der beissendsten Epigramme auf den Erzlügner X und den Erzprahler Y gemacht! Ist denn das Salz dieser beissenden Epigramme über Nacht dumm geworden, daß ich sie heute nicht auch noch hören kann? fragte ich lächelnd. Das nicht, erwiederte er mit dem zuversichtlichsten Ton von der Welt, aber ich habe sie alle wieder vergessen. Wer hat ein Gedächtniß für solche Bagatellen? Adieu, sagte ich, indem ich so

schnell als möglich davon gieng, und ihn stehen ließ: Adieu, mein Herr Martial! und wenn es Ihnen heute oder Morgen einfällt, ein halbes Dutzend der beissendsten Epigramme auf mich zu machen, so empfehle ich mich ebenfalls Ihrem schlechten Gedächtniß. Oft verläßt er, weil er wenigstens in sechs der ersten Häuser mit Ungeduld erwartet wird, plötzlich den Zirkel seiner Freunde, und diese sollten bescheidener seyn, und ihm nicht jedesmahl auf dem Fuß nachfolgen, um ihn in seine eigene Wohnung, oder in das nächste Bierhaus, oder gar vors Thor gehen zu sehen.

Einige Leser schütteln bey meiner Schilderung den Kopf, die meisten lachen, und ich sage: Der arme Fürstlich Krähwinkelsche Herr Justizrath! Gerade wie mit der Poesie, so geht es ihm mit dem Lügen. Zu jener ward ihm bloß der Kitzel, ohne das Genie, und zu diesem bloß die Unverschämtheit, ohne den Verstand.

Weisser.

Entschluß.

Wo gelten Wahrheit noch und Recht?
Wo drückt der Starke nicht den Schwachen
nieder?
Wo ist mein Paradies? O sprecht:
Wo find' ich Menschen, Brüder?

Das ist der Ahnen Zeit nicht mehr!
Der Menschheit Friedensbande sind zerrissen!
„Sieg"! ruft der Laster kühnes Heer;
Ein Unding scheint Gewissen.

Die Selbstsucht hebt ihr freches Haupt.
Ihr seyd an Glück und Glauben ärmer,
Und wer an Gott und Tugend glaubt,
Heißt euch ein Thor, ein Schwärmer.

Mich reißt der wilde Strom nicht fort.
Ihr Bösewichte, preist euch selig!
Vergeßt den Thatenrichter dort!
Seyd groß, und endet schmälig!

Erhaben über Spott und Schmerz
Hab' ich geschwiegen, wenn ihr ras'tet.
Mein Erdenhimmel ist mein Herz,
Von keiner Schuld belastet.

Und wandle rings sich Alles um,
Nie werd' ich Götzen Opfer weihen.
Mich lohnt das freye Symbolum:
„Recht handeln, niemand scheuen!"

Haug.

An Lida.

Erkenn' in diesen Veilchen —
Sie blüh'n, umsonst bedräut
Von Winter, Sturm und Zeit —
Ein Bild von deinen Reitzen
Und meiner Zärtlichkeit.

Haug.

An den Schmetterling.

Fest an das Erdreich hat der Schöpfer die
Blumen geheftet;
Aber, o Schmetterling, bunteste Blume,
du fliegst.

Haug.

Gnome.

Ein Geist, der auf zur Gottheit strebt,
Muß zwar vom Staube sich erheben;
Doch kann, wer nicht der Erde lebt,
Auch nicht dem Himmel leben.

J. G. J.

Die Drehorgel, bey Nacht.

Welche Töne, welche Lieder,
Wonnereich und Wehmuthvoll,
Wehn aus jenem Lande nieder,
Das ich bald begrüßen soll?

Oder ists der Knabenzeiten
Frommer Nachhall, der mir tönt?
Sind's der Unschuld Seligkeiten,
Die zurück mein Herz ersehnt?

Ahmst du, Klang! die Orgeltöne
Jenes Fests im Tempel nach,
Als ich mit der Andacht Thräne
Heil'ges Leben Gott versprach?

Süße Stunde, kehrst du wieder,
Unvergeßlich lebenslang,

Als das erste meiner Lieder
Ich der Jugend Freundschaft sang?

Oder, Jünglingsalter, deine
Rosenfarbne Schwärmerey,
Was ich wachend träumt' im Haine,
Noch von Herzensfesseln frey?

Hat in ihre Welt voll Wunder
Erste Liebe mich verzückt,
In die Laube von Holunder,
Die ein treues Paar umstrickt,

Daß, im zärtlichen Umarmen,
Göttern nicht an Wonne wich? —
Schweigt, ihr Töne, habt Erbarmen!
Euer Zauber tödtet mich!

Buri.

Aeschylos' Weihe.

Hütend der Reben entschlummert' als Knab'
einst Aeschylos sorglos;
Rankendes Weinlaub sich beugte sich ihm
wie zum Kranz.
Vor des schlummernden Stirn trat jetzt Dio-
nysos und weihte
Segnend sich ihm, und der Gott senkte sich
ihm in das Herz.
Als er erwacht', ein anderer war der Begei-
sterte jetzt; schnell
Zum Festsänger des Gott's fühlt' er sich
kräftig ermannt.

Conz.

Gnome.

So viel man auch von Neuheit spricht,
Hält man die alte Treue
Doch noch, in Prosa und Gedicht,
Für besser, als die neue,

J. G. J.

Die Waise.

Ich lebte mit mehreren deutschen Landsleuten einen Herbstmonat in einem Dorfe der Lombardie. Wir durchwanderten häufig die Gegend, und erzählten uns Abends, was wir gesehen und erfahren hatten. Gleich in den ersten Tagen legte einer aus der Gesellschaft die Skizze eines Gemäldes vor; alle erkannten den Gegenstand auf den ersten Blick. Es war das schöne Mädchen von ohngefähr sechs Jahren, das in einer höchst romantischen Gegend unter einer Pappel saß, und die Vorübergehenden um eine Gabe ansprach. Jedem aus uns war es aufgefallen, weil es sich durch Kleidung, Reinlichkeit und Zartheit der Gesichtsfarbe von den übrigen Bettelkindern unterschied, weil seine ganze Figur eine stille Melancholie aus-

sprach, und weil es von jedem einen Cinquino (Münze von fünf Kreuzern) forderte. Ich war, als ichs zum erstenmale hörte, der Meinung, es habe etwas verloren oder zerbrochen, zu dessen Ersatz es so viel nöthig habe; ein Zweiter glaubte, es wolle sich eine Spielsache dafür kaufen; die Vermuthung des Dritten, daß es noch keinen Unterschied der Münzen zu machen wisse, würde durch den Umstand widerlegt, daß es bei jeder kleinern Gabe fragte, wie viele es noch brauche, um den Cinquin voll zu machen: Einer, der ihm ein größeres Silberstück gab, mußte ihm erklären, wie viele Cinquine es betrage. Als einige das Ganze für einen welschen Bettlerkniff erklärten, widersprach der Maler mit Lebhaftigkeit.

Er hatte durch seine Gutmüthigkeit und durch wiederholte Gaben das Vertrauen des Kindes gewonnen, aber freilich nichts weiter herausgebracht, als daß es noch *vieler, vieler Cinquine* bedürfe, und daß *sie alle für die Mutter seyen*. Doch

versicherte er, daß es ihm diese wenigen Worte mit so ergreifender Herzlichkeit, und einer so wehmüthigen Sehnsucht gesprochen habe, daß er an einer frommen Absicht seiner Bitte nimmer und nimmermehr zweifle. Das geheimnißvolle Schweigen, ob die Mutter krank sey, wo sie wohne u. s. f. machte ihm das Mädchen noch anziehender; er nannte sie seine Mignon, arbeitete mit Phantasie und Freude an der Vollendung des Gemäldes, und saß oft neben ihr unter der Pappel. Wir Andern wurden seiner bestimmten Forderung bald gewohnt, gaben oder versagten ihm nach Laune, und wie jedem Andern an der Straße.

Aber es wurde auch uns wieder interessant, als wir zufällig mit dem Pächter, bei dem es wohnte, an ihm vorübergiengen. Denn er erzählte uns, daß seine Mutter, seit der Geburt des Kindes aus dem väterlichen Hause verstoßen, sich durch Nähen und Spinnen bald in diesem bald in jenem Hause ernährt, und das Kind, ihren einzigen Trost, fast nie

von der Seite gelassen habe. Jede Feyerstunde habe sie mit dem Kinde im Freyen oder in einer stillen Kammer des Hauses zugebracht. Auch habe es selbst die Mutter durch Winke dazu aufgefordert, wenn sie müßig mit andern sprach. Als die Mutter vor fünf Monaten gestorben sey, hätte die Tochter gegen alle Erwartung, wenig geweint, und sich gar nicht nach Kinderart benommen; aber sie trage den tiefen und stillen Schmerz noch immer mit sich, besuche fast täglich das Grab, halte sich von ihren Gespielen entfernt, und rede ungefragt mit Keinem. Erst einige Wochen vor unsrer Ankunft habe sie, ohne Veranlaßung, zu betteln angefangen. Dies war dem Pächter sehr unangenehm, da die Groß-Eltern ihm für die Pflege eine hinreichende Vergütung zugesichert hatten. Sie waren selbst gekommen, sie mit sich zu nehmen; sie liebkoseten, sie brachten ihr Kleider. Sie war kalt und stumm; aber als der Großvater sie bey der Hand nahm um abzureisen, da erhub sie ein Zettergeschrey,

riß sich heftig los, und mit dem Ausruf: Bey euch ist ja die Mutter nicht begraben! entlief sie, und kam die ganze Nacht nicht heim.

Indem wir uns noch unsere Verwunderung über diesen Ausdruck unendlicher Liebe mittheilten, war der Maler schon bey dem Kinde, und fragte es hastig: Wie kannst du für deine Mutter fordern? Sie lebt ja nicht mehr. Diese dort glauben, du betrügest mich; sage mir, wozu brauchst du das Geld? Gestehe mirs doch, damit ich dich noch länger lieben kann! Es antwortete: Gewiß, gewiß, es ist für meine Mutter. Dabey sah es ihn so zuversichtlich an mit einem Blicke, in dem seine ganze Seele war. Und, als ob es ihm die Ungerechtigkeit eines falschen Verdachtes, oder den Verdruß verschwendeter Liebe und Wohlthat ersparen wollte, es harrte an jenem Abend zum erstenmal auf unsre Rückkehr, und sagt' ihm leise: Gewiß, gewiß, es ist für die Mutter!

Es war für sie. Den Tag vor unsrer Abreise macht' ich noch einen Gang in eine nahe Abbtey; nach dem Abschiede von den Geistlichen, mußt' ich noch einem alten, in Schwaben gebohrnen Laienbruder unter der Pforte zu Rede stehen. Mit der Redseligkeit schwäbischer Vaterlands-liebe erzählte und fragte er nach unserm Deutschland, und wollte mich, weil es mein letzter Besuch war, gar nicht loslassen. Auf einmal unterbrach er sich, indem er mit zuthulicher Freundlichkeit jemand zurief: Gleich, gleich, wart' ein wenig. Ich blickte hin, es war die Waise. „Fordert sie Euch auch Cinquine, Landsmann"? Gott segne das fromme Kind; sagte der Bruder: Es hat seine Mutter verloren, und sitzt noch täglich auf ihrem Grabe. Als es vor einiger Zeit zusah, wie die verstorbene Frau eines Reichen in der Kirche beygesetzt wurde, da wollte es seine Mutter auch darin haben. Es trug sein Anliegen einem andern Kloster-Bruder vor, der abwechselnd mit mir den Pförtnerdienst versieht.

Er fuhr es hart an — der Piemonteser! und das liebe Töchterchen kam doch wieder, und bat immer herzlicher und dringender. So hörte ich dann auch seine Bitte; ich bedeutete es, daß dieses Begraben in der Kirche über fünfzig Scudi koste. Da es diese Summe nicht begriff, machte ichs ihm deutlicher, indem ich meine Hände hohl zusammenlegte und sagte, es koste zwey Hände voll Cinquine. So viele, fragte es, und legte auch seine Händchen zusammen; dann kommt sie in die Kirche? an den Altar der Madonna? und der Stuhl ist dann mein, in dem sie mit mir saß? und ich darf dann auf dem Steine Kerzen brennen? Blumengläser stellen? und am Freytag kommen sie auch zur Mutter, und räuchern und sprengen Weihwasser? — Das Kind lief, und forderte Cinquine! Unglücklicher Weise traf es auf den Abbt, der bald die Ursache dieser Forderung ausgeforscht hatte; er verbot dem Kinde, dies den Leuten zu fordern und zu sagen; er drohete ihm, wenn es fortführe,

wolle er den Sarg ausgraben und es nicht wissen lassen, wo er liege; er verwies es mir mit Ernst, weil er daraus üble Nachrede für das Kloster besorgte. Aber das Kind läßt sich nicht wehren, fordert überall, und bringt mir, so oft ich den Dienst habe, all sein Geld. So lange der unfreundliche Bruder an der Pforte ist, verbirgt es dort seine Pfennige. „Wo"? Im Grabe der Mutter.

V. Nick.

Der Ur und der Schuhu.

In kühner Freiheit braust' ein junger Ur
Durch Deutschlands Wälder; als ein schlauer
Luchs
Ihm tückisch nahte, packt' er ihn behend,
Warf in die Luft ihn, und dem fallenden
Zerschlitzt' er, unterstellend sich, den Leib:
Als er, des Sieges froh, zum Lager lief,
Da rief ein krit'scher Uhu, der die That
Mit angeschaut, ihm von dem Baume zu:
„Nun, kühner Jüngling, deine Kraft hab' ich
Gesehn; doch eine Lehre nimm von mir!
Wenn du sie zügeltest, bedächt'ger alles,
Langsamer thätest, wahrlich! du verdientest
Bey Göttern und bey Menschen hohes Lob.

Ganz trefflich ist die herrliche Natur,
Ihr fehlt das einz'ge nur — Kultur.

* * *

Jetzt sind sie kultivirt die herrlichen Naturen;
Duldsame Heerden sind der Stamm von diesen
Uren.

Conz.

Auf Rigers Genesung.

Kann denn kein Uebel dich verderben?
Verschmäht der Himmel unsern Dank?
O Bösewicht! willst du nicht sterben:
So werde ja nicht wieder krank!

Weisser.

Louisen.

am fünften November, 1809.

— Du ganz für mich Geschaffne,
Ganz durch Sympathie Gefundene,
Gewählte!
In dieser schönen Stimmung unsrer Herzen
Ward mir ein Glück, das nur die Götter kennen.

Goethe.

Schwebst du wieder
Von Olymp herab,
Tag des Entzückens, der Lieder?
Tag, der Louisen mir gab? — —

Was den Verlobten beseelte,
Himmlischer Wonnen Gefühl
Tönt dir, Auserwählte,
Noch mein Saitenspiel.

Zwar, Louise,
Mir gelingt kein Sang,
Wie er am Quell zu Vauclüse
Laura, der Göttinn, erklang;
Aber je länger, je strenger
Wurde Petrarca gequält.
Ich beglückter Sänger
Bin geliebt, vermählt.

Unaufhaltsam
Treu dem Kreis,
Mag der November gewaltsam
Enden mit Flocken und Eis!
Fühlt doch im Herzen Dein Treuer
Noch, wie an Hymens Altar,
Jugendlenzes - Feuer,
ühlt's unwandelbar.

Deine Liebe
Nährt die Glut.
Traute, dein Lächeln erhübe
Auch den gesunkensten Muth,
Beste der Frauen, der Mütter!
Schweigender Dank sey vergönnt!
Worte sind nur Flitter,
Wenn's im Busen brennt.

Tritt bescheiden,
Holde, nicht zurück!
Schöpferinn häuslicher Freuden!
Stilles unsägliches Glück!
Kinder, o werdet wie diese!
Küßt Sie mit Thränen, wie ich!
Lebe lang Louise! —
Gott! Erhöre mich!

Haug.

Gnome.

Nicht unwahr zu seyn,
Trug Ehre sonst ein.
Nun ist's ein Verbrechen,
Die Wahrheit zu sprechen.

Haug.

Mumms Lob.

Ich sollte dankbar mich beweisen,
Weil Mumm stets Gutes von mir spricht?
Er kann mich zwar zu seiner Ehre preisen,
Allein zu meiner nicht.

Weisser.

An Fräulein Kunigunde.

Erscheine nie bey Tag den Leuten, Kunigunde!
Denn erst um Mitternacht schlägt die Gespen-
sterstunde.

Weisser.

Heraclitische Gnome.

Gesundheit ist nur eine schöne Lüge,
Und Kränkeln euer Lebenslauf.
Ihr fanget an zu sterben in der Wiege,
Und hört im Grab zu sterben auf.

Haug.

Das Mägdlein am Ufer.

zu Göthe's Lied vom Fischer.

Das Wasser rann, die Woge stieg;
Ein Mägdlein traurig saß
Und blickt' hinein, und lauscht' und schwieg,
Die Augen Thränennaß;
Und wie sie still und stiller lauscht,
Hinab zur Fluth sich neigt,
Ein Weib, da wo die Welle rauscht,
Aus tiefem Grunde steigt.

Sie sang zu ihr, sie sprach so mild:
Ich kenn' dein armes Herz;
Willst schauen des Geliebten Bild,
Ihm klagen deinen Schmerz.

Er fuhr im falschen Kahn dahin,
Der Fischer, den du liebst,
Denkt nicht, wie du mit treuem Sinn
So kindlich dich betrübst.

Den Wolken sagst du nun dein Leid,
Und bethest still dazu,
Du Pilgerinn im Trauerkleid,
Und findest keine Ruh.
Du hörst das Schilfgeflüster an,
Sein Seufzen, bang und leis,
Und lächelst, Ach! im Schmerzenswahn;
Dein Herz ist Flammenheiß.

Ich bringe Tröstung weher Brust;
Sollst mir Gespielinn seyn;
Auch in der Tief' ist Himmelslust,
Ihr strahlt die Sonne rein.
Ich wasche mit der Welle klar
Die herbe Wunde heil;
Dem Herzen, dem man treulos war,
Wird Liebe hier zu Theil.

Das Wasser rann, das Wasser schwoll,
Netzt' ihren schönen Fuß;
Hoch schlug die Brust, des Sehnens voll,
Wie bey des Bräut'gams Gruß;
Da sang der Nixe Zaubermund:
Laß, Schwester, dich erflehn!
Sie folgt ihr bald in tiefen Grund,
Und ward nicht mehr gesehn.

Nehrlich.

Petrarch.

Dieser Sänger einer höheren Liebe ist unter uns in den letzteren Zeiten, durch Uebersetzungen und Nachahmungen, dermaßen entstellt worden, daß, wer ihn nicht auf eine andre Art kennen lernte, nothwendig von ihm zurückgeschreckt werden muß. Seine göttlichen Gedichte, von dem vierzehnten Jahrhundert an bis jetzt der Stolz und die Wonne Italiens, hat man zu einem Geklingel von Reimen, zu einem Geleyer in Versen, deren Füße man uns eintönig vorzählt, und zu kraftlosen Liebeserklärungen, in einer, bald gemeinen, bald gesuchten, unverständlichen Sprache, herabgewürdigt. Vor beynahe fünfzig Jahren war der, in seiner Gattung einzige, Dichter den Deutschen besser bekannt; aber Meinhards

Versuche geriethen, wie so manches ältere vortreffliche Werk, in Vergessenheit *). Obwohl diese Versuche nur prosaische Uebersetzungen aus dem Petrarch enthalten, so offenbart sich doch in ihnen sein lebender Geist, der mit hoher Schwärmerey uns erfüllt, und selbst in unsrer wenig melodischen Sprache mit einem Wohllaut uns anredet, bey welchem wir empfinden, was er empfand, wenn er die Engel-Stimme seiner Laura vernahm. Hier erscheint der Italienische Dichter ganz anders, als in den Travestierungen unsrer neuern, reimreichen Petrarchisten, welchen der Sänger zu Vauclüse darum besonders gefiel, weil sie etwas mystisches in ihm zu finden glaubten, das heißt, etwas, das ihnen Gelegenheit gäbe, verworrene Ideen auszuhecken, und durch eben so verworrene Phrasen in ein ehrwürdiges Dunkel zu hüllen. Wie wenig aber ihre räth-

*) Versuche über den Charakter und die Werke der besten Italienischen Dichter. 1763 und 1764. — Neue Auflage 1774.

selhaften Worte, unter denen kein wirkliches Räthsel verborgen liegt, mit dem Mysticismus einer tief fühlenden Seele gemein haben, welche ihr Heiligthum vor den Blicken der Ungeweihten bewahrt, das wissen diejenigen, die Petrarchs Oden und Sonette in der Ursprache lesen, und zu lesen werth sind. Da ist nicht ohnmächtiges Bewegen der Fittige, um in der unteren Luft umherzuflattern, sondern Aufflug des dem Himmel verwandten Geistes, der seine Heimath sucht; nicht mühsam angefachte Stoppeln - Gluth, sondern Opferflamme, die zum Ursprünglich-schönen, rein, und leicht, und mächtig emporsteigt.

In der Hoffnung, auch andre Leser hiervon zu überzeugen, theile ich die Uebersetzung einer Petrarchischen Ode mit, welche Meinhard, wegen ihres allzumystischen Inhalts, für unübersetzbar erklärte. Es ist die zweyte von den drey berühmten Schwester - Oden: An die Augen der schönen Laura. Sie metrisch zu verdeutschen, würde ich nie gewagt haben;

denn so viel sie auch in der Prosa verliert, so verlöre sie doch durch Reim und Sylbenmaß, die mich zu Abweichungen vom Original nöthigten, noch mehr. Nur die getreueste Nachbildung kann bewirken, daß mein Unternehmen dem Schatten des Dichters nicht mißfällig sey, der, als ich jugendlich froh am Scheidewege des Lebens stand, durch seine Lieder mein Herz erhob, und vor mancher gefährlichen Lockung mich sicherte.

Ode.*)

„Liebenswürdige Schöne! in deinen Augen seh' ich ein süßes Licht, das mir den Weg zum Himmel zeigt. Lange schon wohn' ich in ihnen mit der Liebe allein: Darum strahlet mir sichtbar durch sie deine Seele. Dieser Anblick ist es, der zum Guten mich hinweist,

*) Rime di Francesco Petrarca, Canzone XIX.

der mich geleitet zum rühmlichen Ziel. Er allein entfernt mich vom Pöbel, und nie vermag eine menschliche Zunge das auszudrücken, was diese beyden göttlichen Augen mich empfinden lassen, wenn der Winter seinen Reif umherstreut, und wenn das Jahr sich verjüngt, wie zur Zeit meiner ersten Leiden.

Oft denke ich: Wenn in jenen himmlischen Gegenden die uns verborgnen Werke des ewigen Regenten der Sterne so schön sind, wie diejenigen, die er von dort aus auf Erden uns zeigt; so öffne sich dieses Gefängniß, das mir den Weg zu einem solchen Leben verschließt! Bald aber kehre ich zu dem gewohnten Kampfe zurück, und danke der Natur und dem Tage, der mich gebahr, weil sie zu einer so hohen Seligkeit mich aufbewahrten, und ihr danke ich, die zu der glänzendsten Hoffnung mein Herz erhob. Versunken in Mißmuth war ich, und mir zur Last; aber von jenem Tage an gefiel ich mir selbst, indem ein großer

und süßer Gedanke dieß Herz erfüllte, welches die schönen Augen, nach ihrem Willen, öffnen und schließen.

Nie gab die Liebe oder das veränderliche Glück denen, die auf dieser Welt die zärtlichsten Freunde waren, ein so Wonnevolles Loos, daß ich es nicht um Einen Blick jener Augen vertauschte, von denen mir jede Ruhe kommt, wie jeder Baum aus seinen Wurzeln sich erzeugt. Engelgleicher Reiz: Ihr schönen, mein Leben beseligenden Funken, an denen sich die Sehnsucht entzündet, die mit sanftem, schmelzenden Feuer mich verzehrt! Wie jedes andre Licht vor dem eurigen schwindet, so flieht aus meinem Herzen, in welches sich eine solche Süßigkeit ergießt, jedes andre Bild, jeder Gedanke, und mit euch bleibt in ihm zurück nur die Liebe.

Alle die Wonne zusammengenommen, die jemahls in den Herzen glücklicher Liebhaber war, ist nichts gegen das, was ich fühle, wenn ihr zwischen den schönen schwarzen

Bogen, die euch bedecken, und den blühenden Wangen dann und wann einen sanften Blick mir zusendet, in dessen Glanze die Liebe sich ergötzt. Auch hat, von der zartesten Kindheit, von der Wiege an, der Himmel euch mir zum Mittel ausersehen gegen meine Unvollkommenheit und gegen das widrige Glück. Nur klage ich über den, so viele Reitze verbergenden, Schleyer, und über die Hand, die so oft meinem höchsten Vergnügen den Zugang wehrt, und über die Augen selbst, deren Anblick, wie er sich verändert, meinem Herzen eine andre Gestalt giebt; so daß Tag und Nacht in mir die gewaltsame Begierde tobt, und einen Ausweg sucht.

Umsonst sind die Gaben die ich von der Natur empfieng, trauernd seh' ich es; sie machen mich eines so geliebten Blickes nicht würdig: Darum strebe ich, so zu seyn, wie es der stolzen Hoffnung geziemt, und dem schönen Feuer, von welchem ich glühe. Wenn, durch unermüdeten Fleiß, ich schnell werde

zum Guten, zum Bösen langsam, ein Verächter alles dessen, was die Welt begehrt; so könnte vielleicht ein solcher Ruhm für mich reden, und der Erfüllung meines einzigen Wunsches mich näher bringen. Gewiß kommt das Ende meiner Thränen, das dieses leidende Herz nirgend anders sucht, von den schönen Augen, deren sanftes Zittern die letzte Hoffnung zärtlicher Liebhaber ist."

J. G. J.

Die schlummernde Geliebte.

Leise weht ihr Athem; wie freundlich senkt
auf die Augen
Süßer Schlummer sich! nie weck' ich die
Schläferinn so.
Wachend will ich lauschen dem lieblich säuseln-
den Athem,
Schauen den flatternden Traum, wie er
die Stirn ihr umspielt.
Aber nennte sie mich im Schlummer zärtlich
beym Nahmen,
Dann verscheucht' ich den Traum, weckte
mit Küssen sie auf!

Nehrlich.

Menschenstimme.

v v — | v — | v v — | v v | v v̆ |
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— v | — — | — v v̆

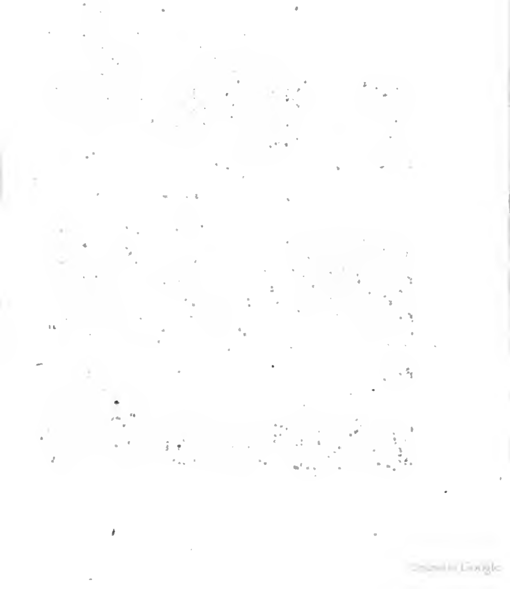
Wie erklingt herauf von dem Thal zu des
Berges Höhn
Nicht der Schnitt'rinn Lied und der Mäherinn!
Wie von selbst
Von der Kehle scheint sich zu lösen der Hall
in der
Lust der Arbeit und des Tags.

Melodieenvoll und in Fugen sich ändernd stets,
Wie Natur sie lehrt, die Verkündig'rinn ihrer
selbst,

Die bescheidne Künstlerinn, hebt sich nun,
senkt sich, der
Töne Spiel, den Wellen gleich.

Was von Tönen rings hat das Feld und die
Luft umher
Vom Gewild, das geht und das fleugt, was
die Kunst erzwingt,
Aus der Sait', aus Holz und Metall, es
besiegts an Reitz
[illegible] ıschenstimme doch.

Conz.





IV.



J. Hegi del. et sculp.

An einen Greis,
der mit siebenzig Jahren ein Gärtchen pflanzte in dessen Schatten er mit Zwey und Achtzig wandelte *).

Sehet den himmlischen Greis, als Schnee
schon die Lock' ihm umblühte,
Pflanzt' er noch liebend und still hoffend
dies Gärtchen der Zeit! —
„Wandelt im Schatten einst hier, ihr Kinder
des andern Jahrhunderts,
„Und des Fremdlings gedenkt, wenn Euch
auch labet die Frucht!" —
Aber Nemesis sah's, die Vergelterin heimlicher
Güte,

*) Der Chevalier Sarour d'Agincourt, auf Trinita del Monte zu Rom; Verfasser des so eben erscheinenden Classischen Werkes: Histoire de l'Art par les Monumens.

Welche mit forschendem Blick schaut in das
Innre hinab:
Aufrecht noch wandelt der Greis, im selbst
gepflegeten Haine;
Schatten, Blüthen und Frucht, Alles wird
ihm verliehn.

Rom, August 1810.

Friderike Brun, geb. Münter.

An Haugs Geburtsfeyer.

Den 9. März 1810.

Zum Unglück wird der arme Mensch geboren,
Wie mancher Weise spricht.
Doch manche Weise, leider! sind oft Thoren:
Drum glaub' ich ihnen nicht.

Unselig, wer das süße, süße Leben,
Unselig, wers nicht liebt!
Sprecht, kann einst selbst der Himmel mehr
uns geben,
Als es schon hier uns giebt?

Der stolzen Ehrsucht giebt es Ordensbänder;
Es giebt — selbst ihm ists hold —
Ach! dem Erobrer giebts verheerte Länder;
Der Habsucht giebt es Gold.

Und Macht dem Frevel, daß er triumphire —
Wo triumphirt er nicht? —
Doch warnend spricht die Muse: Zur Satyre
Entartet dein Gedicht!

Den Guten giebt das Leben stets das Beste;
Das zeuge, voll von mir,
Das zeuge heut an seinem Wiegenfeste
Der Besten Einer dir!

Ihm hat es mehr als Gold und Rang verliehen:
Ihm gab es mütterlich,
Sinn gab es Ihm für meine Harmonien;
Ihm gab es selber mich.

Und mehr als mich, ein Urbild edler Frauen,
An Hymens Hochaltar.
Was Dichter nur in goldnen Träumen schauen,
Macht Ihr Besitz Ihm wahr.

Und welche Freunde hat zum Herzensbunde
Voll Huld es Ihm vermählt!

Kein König, der solch eine Tafelrunde
Von Biedergästen zählt. —

O süßes Wort! Vernehmt es, traute Brüder!
Vernehmts, und jauchzet drob:
Die Muse selbst, vernehmts, und jauchzet wieder!
Verkündigt unser Lob!

Und traun, mit Recht! Denn, ohne Ruhm zu
melden,
Sind wir nicht allzumahl
Der Väter werth? Sind wir nicht ächte Helden
Beym schäumenden Pokal?

Auch ist von uns noch manches zu erzählen,
Was fein und lieblich klingt.
Wir lassen nie ein Lied dem Sänger fehlen,
Dem selber keins mißlingt.

Wir wissen Scherz, und Geist, und Witz zu
ehren,
Und deutschen Sinn und Muth,

Und zaudern nie, für den das Glas zu leeren,
Der fromm das Rechte thut.

So ström' er denn, der Feuergeist der Reben!
Auf, wer gleich mir es meint,
Laß heute hoch das Leben selber leben!
Doch höher unsern Freund!

Prophetisch legt mein Lied Ihm voll Entzücken
Zwey Nestoralter bey.
Die Parze hörts, und spricht mit heitern Blicken,
Und spricht gerührt: Es sey!

Weisser.

Die Muse an Weisser.

Dank, Priester, für dein Lied voll Weihe!
Von dir begeistert sang es ich.
Es zeugt von warmer Lieb' und Treue
Für deinen Haug, und rührte mich.
Ja, preiswerth ist dein schöner Wille;
Allein dem Freund erschien der Freund,
Wie meiner Tochter, der Idylle,
Der Hirt im Zauberlicht' erscheint.

Haug.

Frühling und Herbst.

Geitzige Reiche beglückt der spendende Herbst;
dem Verliebten
Winket die Kindheit des Jahrs, die sich
an Blumen ergözt.

Nehrlich.

An **

Nicht Vater bist du mehr; des Lebens Werth
Verringert dir, was mir den Tod erschwert.

J. G. J.

Geständniß beym Scheiden.

Daß in Dein Herz mit seinem Zauberstab
Gott Amor schriebe:
Den Abschiedskuß, den nur die Freundschaft
gab,
Empfieng die Liebe.

Haus.

An meinen Arzt und Freund, den Herrn Hofrath Ecker, nach einem Gespräche über den Tod

Ja, Freund! der dürre Knochenmann,
Der, eh' ihn Lessing exilierte,
Das Leichen-Carmen stattlich zierte,
Ward längst zum Engel mir; ich kann
Ihm scharf und fest ins Auge sehen,
Die Hand ihm bieten, mit ihm gehen,
Wohin der Edeln mir voran
So mancher gieng. Wie sollt' ich zagen
Als Greis, den letzten Schritt zu wagen,
Den oft mit unerschrocknem Muth,
In seiner Jugend schönsten Tagen,
Ein zartes, holdes Mädchen thut?
Was der Natur im Schooße ruht,
Was sie am mütterlichsten hegt,

Das Schwächste, wenn sein Stündchen schlägt,
Muß los sich von dem Leben ringen.
Der Vogel, der mit Hüpfen, Singen,
Sein täglich Brot so leicht erwirbt,
Auch er verstummt; in seine Schwingen
Hüllt er sich ein, und wankt und stirbt!

Des Sterbens kurzer Augenblick
Stört mir, o Freund, das heut'ge Glück
Nicht mehr, als jenem kleinen Sänger;
Indessen ist und bleibt es wahr:
Hat man sein zehntes Stufenjahr
Gezählt, so bleibt man gern noch länger,
Um fortzuzählen. Zwar entweicht
Der Muth, wenn erst die Wange bleicht;
Allein Gewohnheit knüpfet enger
Das Band, das uns hienieden hält;
Dem Alten macht sie diese Welt
Zur süßen Heimath; hier gefällt,
Und wär' es noch so schlecht gezimmert,
Sein Häuschen ihm; die Wohnung dort,
So freundlich sie das Grab umschimmert,

Ist fremdes Land; den Alten kümmert,
Was Trennung heißt; kein Abschiedswort
Läßt je sein dunkelnd Auge trocken;
Umsonst, daß jede Blüth' ihm dorrt,
Daß alle Freuden-Quellen stocken!
Dem Herzen, dem so wenig blieb,
Wird das Gebliebne doppelt lieb.

Auch mir, obschon am nahen Grabe
Die wartenden Cypressen wehn,
Ist noch das Plätzchen Erde schön,
Wo mich, bey meiner armen Habe,
Was jeder Tag, was jede Zeit,
Und selbst der rauhe Winter beut,
Durch kindlichen Genuß erfreut.
Denn nie hab' ich beym Lebens-Mahle
Geschwelgt, des Geistes Mark verzehrt;
Auch ward der reinern Wollust Schale
Nicht bis zur Sättigung geleert:
Drum schmerzt es mich, von hier zu scheiden!

Wohl schwing' ich oft mich zu den Freuden
Der unsichtbaren Welt empor;

Schon winken mir, im sel'gen Chor,
Die Lieben, einst mit tausend Zähren
Von mir beweint; in lichtern Sphären
Umarmt von Schlosser, neben Gleim
Und Pfeffel, fühl' ich mich daheim;
Und doch vermag der hohe Traum,
Voll Paradieses-Wonne, kaum
Den stillen Seufzer abzuwehren:
„Mein erstes Vaterland, der Stern
Dort unten, wie so klein, so fern!
O könnt' ich zur entschwundnen Flur
Zurück, auf Augenblicke nur,
In Stunden zarter Sehnsucht kehren,
Begrüßen dann mein niedres Dach,
Die Gattinn wiedersehn, und, Ach!
Des Sohns geliebte Stimme hören!"

Du lächelst, Freund, und nennst mich schwach?
Ich fürchte nicht, Dir zu gestehen,
Was menschlich ist. Nur feiges Flehen
Entehrt den Mann; ich harre still
Dem Tode jeden Tag entgegen;

Da, wo sie mich zur Ruhe legen,
Kommt auch herab im Mayenregen,
Im Windeswehn, der Gottheit Segen;
Kann aber Dein getreues Pflegen
Dem Lämpchen, das erlöschen will,
Die matte Flamme noch erhalten;
So nimm den Dank des frohen Alten!
Ich weiß, wenn ferner mir der Hain
Nicht flüstert zum Gesang der Leyer,
Wenn, schweigend, ew'ge Nacht den Schleyer
Verbreitet über mein Gebein;
Dann wird im Angedenken theuer
Noch dieser Händedruck Dir seyn.

H. G. J.

Antwort.

Mit Wehmuth legte ich, Theurer Freund! Ihre innige, gehaltvolle Erinnerung an unser Gespräch über den Tod, die ich las, und wieder las, zur Seite. Ich lächelte nicht, nannte Sie auch nicht schwach, weil Sie mir gestehen, was menschlich ist, dem Freund es anvertrauen, daß es schmerzt, von dem süßen Leben, der schönen, freundlichen Gewohnheit des Daseyns und Wirkens zu scheiden; daß Sie nach gezähltem zehnten Stufenjahre gerne noch länger bleiben, um fortzuzählen. Nicht der Tod, der das Leben nicht tilgt, wie jene wähnen, die mit ihm nicht näher vertraut sind; nicht der Tod, über den so viele Dichter scherzten, die Trennung

von dem, was uns hienieden lieb und theuer ist, die Trennung von diesem freundlichen kleinen Stern, der so lange zur Heimat uns diente, stimmt die Seele meines zartfühlenden Freundes zur Trauer. Seine Trauer spricht sympathetisch zu meinem Herzen, das ohnehin nie mehr ungetrübt froh seyn wird.

Sollen denn Trennungen mich immer noch unglücklicher machen? Mußte ich mich nicht vor Kurzem von meinem einzigen, unvergeßlichen Liebling trennen? Noch ist das Auge nicht trocken, die Wunde nicht heil; und schon spricht der theuere Freund, dessen heilige, nie befleckte Leier Trost mir in die betrübte Seele sang, von Trennung, vom nahen Scheiden. Trennen, trennen müßen sich Sterbliche; aber sollte sie wirklich jetzt schon so nahe seyn die düstere Abschieds-Stunde von meinem lieben Jacobi?

Schwermüthig kämpfte ich mit diesem bangen Gedanken; Thränen netzten das Küssen, auf dem ich mich schlaflos hin und her wälzte.

Schon dämmerte im Osten mildes Licht, als ich ermattet einschlief.

Plötzlich saß ich an meinem Pulte; ein freundlich ernster Alter mit entblößter Schulter und dem bedeutungsvollen, schlangenumwundnen Knotenstock trat zu mir; nahm vom Schranke Bakos Werke, zeigte mir in diesen die Geschichte des Lebens und des Todes; dann griff er nach Hufelands Makrobiotik, und machte mich darin auf die Stellen, wo vom hohen Alter der Dichter die Rede ist, aufmerksam. Auch glänzten mir im letzteren Werke folgende Worte im strahlenden Lichte entgegen: Das Alter selbst kann ein Mittel werden, unsere Tage zu verlängern. Der Alte nahm die Bücher wieder vom Pulte, stellte sie aber nicht an ihren vorigen Platz, sondern mitten unter Ihre Werke, mein Freund!

Laut pochte man an meiner Thür; ich erwachte; man forderte meine Hülfe für einen von Schmerz gefolterten Kranken. Auf dem Weg zu dem Leidenden dachte ich an meinen

Traum, der, weil ich die Nacht schlaflos zubringen mußte, noch einmahl lebhaft vor meiner Seele vorüber gieng. Mit frohem Gefühle rief ich nun aus: Du wirst deinen Freund noch nicht verlieren! Dies ist eine göttliche Verheißung. Phöbos Apollo sandte seinen Sohn, mir dies zu verkünden. Doch der gute Gott wollte meine Vernunft nicht gefangen nehmen; ich sollte nicht blind glauben; nur einen Fingerzeig zum Forschen gab er mir. Ich sollte mich von der Wahrheit des Satzes: Dichter erreichen meistens ein hohes Alter selbst überzeugen.

Wirklich läßt sich dieser Satz durch Gründe und aus der Erfahrung erweisen. Gedrängt zusammengestellt dürften sie in der Iris nicht am unrechten Orte seyn; sie ist von Ihnen und von Ihren Freunden geschrieben; alle wünschen Ihren längeren Besitz; auch das Unbedeutende wird bedeutend, wenn es die Hoffnung, Jacobi länger zu besitzen, stärkt.

Ewig neu blüht dem Dichter der lebener-

neuernde Frühling; er erschafft sich ihn, wenn wir, andere Erdensöhne vor Hitze verschmachten, oder vor Kälte erstarren. Wenn uns des Tages Last drückt, unangenehme, nicht immer selbstgewählte Geschäfte jeden Selbstgenuß rauben; wenn der Geist der Zeit die aufstrebende Kraft lähmt, und wir, daß es besser werde, verzweifeln; wenn geheimer, im Inneren kochender Aerger, tief verschlossener Gram über den Gang der Dinge die Galle schärft, diese dann unsere Nerven äzt, das Blut durch die krampfhaft geschnürten Adern peitscht, diese wohl gar zernagt; wenn das ganze Universum im chaotischen Kampfe sich neu zu gestalten strebt, und ängstlich die Sterblichen harren der Dinge, die da kommen sollen: Da lebt der Dichter entrissen der häßlichen Wirklichkeit, in einer ruhigen, selbst geschaffenen idealen Welt, in jenem thätigen Müßiggang, den nicht nur die neueren Naturphilosophen als göttlich preisen, den auch Rousseau zu schätzen wußte, als er das Dolce

far niente zu seiner Wünsche höchstem erhob. Der Dichter allein wird vom Göttlichen durchglüht, das Gemeine, das Niedere ist ihm fremd; nach seiner Willkühr entstehen in ihm Begriffe, Bilder und Gestalten, die im immerwährenden Wechsel durch der Neuheit Reiz ihn beglücken. Der Seelige, er

— flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken;

er

lebt nur, sich zu freuen.
Des Gewalt'gen Dräuen
Hört er nicht, wie wir.

Darum ist auch harmonisch sich mäßigend in ihm der Organen Spiel; das Blut regelmäßig gemischt, Homers göttlichem Ichor ähnlich, kreist in gleichförmigen Rythmen durch seiner feinen Adern verschlungenes Gewebe; eine Thätigkeit des Körpers wird durch die andere beschränkt; Empfindlichkeit, Reizbarkeit und Stoffwechsel, Reproduction nenne ich so, sind in ungestörter Indifferenz.

Unlängst fragte einer Ihrer Vertrauten Sie, lieber Jacobi!

Freund! Warum altert die Seele Dir nicht? Nicht in Versen, sondern prosaisch könnte auch ich der Arzt Sie fragen: Warum wird Ihr Körper nur bejahrter, nicht älter? Belebt von einer jugendlichen, kindlich guten und frommen Seele fühlen Sie im siebenzigsten Jahre, bey Ihrem zart gebauten Körper kaum mehr Beschwerden als in Ihrem Dreissigsten, wo die Hyder Hypochondrie Sie nach Ihrem eigenen Geständniß viel ärger quälte; beschwichtigt ist es nun das gräßliche Ungeheuer; nur seltene und leise Erinnerungen an die vorigen Leiden trüben für Augenblicke Ihren heiteren Sinn. Wer mag es dem Dichter verargen, der sich unter solchen Umständen im irdischen Leben gefällt? Warum sollte er sich nach einem unbekannten Himmel sehnen; er der nach Willkühr den Himmel auf Erden genießen kann? Ist das nicht das Erbtheil, das ihm Zeus bey der Theilung der Erde zuschied?

Was thun? spricht Zeus, die Welt ist weggegeben;
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen seyn.

Wandlen Sie noch lange, zärtlicher Freund! unter uns; daß Sie sich im Elysium denken können, haben Sie schon in früheren Zeiten bewiesen.

Doch Sie wollen, Sie werden noch länger unter den zahlreichen Sie liebenden Freunden wandeln; die Erfahrung aller Zeiten spricht für das hohe Alter der Dichter. Jene Wenigen, die ein Sturm in erster Blüthe zerknickte, oder die noch als Knospe ein Wurm zernagte, verhalten sich zu denen, deren wohlerworbener Lorbeer Silber-Haare krönte, wie eins zu fünfzigen.

Erlauben Sie mir, alter ehrwürdiger Freund! Sie in die Gesellschaft jener Dichter einzuführen, die ein hohes Alter erreicht haben; es ist keiner unter ihnen, dessen Bekanntschaft Sie nicht schon vor langen Jahren gemacht hätten.

Fürchten Sie nicht, daß ich Lucians Langlebende (Μακροβιοι) plündern werde. Lucian schrieb dieses kleine Werkchen, um sich einem erhabenen Gönner bey seinem Geburtstage zu empfehlen. Wir, guter Jacobi! lieben uns zu sehr, als daß wir zu solchen kleinlichten Mitteln unsere Zuflucht nehmen sollten. Wie käme ich dazu, Ihnen am Geburts- oder Nahmens-Feste, wie Wieland sagt, Makrobier zu opfern? Ein duftender Blumen-Strauß, einige süße Früchte, eine zerbrechliche Theebüchse mit Ihrem Lieblingskräutchen gefüllt, ist alles, was ich oder meine gute Gattin Ihnen bey ähnlichen Anläßen anzubiethen vermögen. Dieser kleine Aufsatz, freilich an und für sich eben so unbedeutend als der Lucianische, verdankt, wie ich schon sagte, der Stimmung in die mich Ihre Erinnerungen an unser Gespräch über den Tod versetzte, sein Daseyn. Zudem bestrebt sich Lucian, vorzüglich von dem Alter der Fürsten und Großen zu sprechen; Dichter werden nur im Vorbeygehen

erwähnt. Ich will die großen Herren und Fürsten so lange leben lassen als sie die Vorsicht zu unserem Glück oder unserer Prüfung leben läßt, und nur von den freundlichen Sängern sprechen, die ein hohes Lebensziel, das Gott folgsamen Kindern als den größten Lohn verhieß, erreichten.

Unterdessen mag das Wenige, was Lucian von alten Dichtern spricht, hier immer einen Platz finden; nur sey es mir gegönnt, dieses sein kurzes Verzeichniß selbst in Hinsicht griechischer Dichter zu vermehren.

„Der Tragödien-Dichter Sophokles erstickte „an dem Kern einer Weinbeere in seinem „fünf und neunzigsten Jahre *). Wenige „Jahre vor seinem Tode, da ihn sein Sohn „Jophon unter dem Vorwand, sein Vater „sey vor Alter wieder kindisch geworden, der

*) Nach Valerius Maximus soll Sophokles im höchsten Alter vor Freude über einen Sieg in der Tragödie gestorben seyn. Valer. Max. Dict. et fact. memor. Lib. IX.

„Verwaltung seines Vermögens gerichtlich ent-
„setzen lassen wollte, begnügte er sich, den
„Richtern seinen, kürzlich ausgearbeiteten,
„Oedipus auf dem Hügel vorzulesen; welches
„die Wirkung hatte, daß sie ihn mit Zeichen
„der höchsten Bewunderung entließen, seinen
„Sohn hingegen einmüthig für unsinnig er-
„klärten *). Der komische Dichter Kratinus
„lebte sieben Jahre über neunzig, und hatte
„kurz vor seinem Tode noch die Freude ein
„von ihm neu verfertigtes Stück, die Wein-
„flasche betitelt, gekrönt zu sehen. Philemon,
„ebenfalls ein Komödien-Dichter, erreichte
„beynahe dasselbe Alter, und lag eben auf sei-
„nem Ruhebettchen, als er von ungefähr ei-
„nen Esel die Feigen auffressen sah, die ihm
„selbst aufgetischt werden sollten; er gerieth
„darüber in ein unmäßiges Gelächter, rief ei-

*) Plutarch in seinem Aufsatz: Ob ein Greis die Verwaltung eines Staates führen könne, und Cicero in seinem Werke über das Alter, erzählen diese Anekdote mit einigen Veränderungen.

„nem seiner Bedienten, er sollte dem Esel auch
„Wein zu seiner Mahlzeit vorsetzen, lachte
„aber so heftig dazu, daß er nicht wieder auf-
„hören konnte, sondern sich im buchstäblichen
„Verstande des Ausdruckes todt lachen mußte.
„Auch der komische Dichter Epicharmus soll
„sieben und neunzig Jahre alt worden seyn.
„Die lyrischen Dichter Anakreon und Stesicho-
„rus wurden beyde fünf und achtzig, und
„Simonides von Ceos über neunzig Jahre
„alt." *)

Plutarch **) sagt von eben diesem Simonides, er habe im hohen Alter mit seinen Chorgesängen den Sieg davon getragen, wie man aus den letzten Versen des bey dieser Gelegenheit verfertigten Epigramms ersehe.

Dir Simonides, Sohn des Leoprepes, brachten die Chöre,
Noch im achtzigsten Jahr grosen und herrlichen Ruhm.

---

*) Lucians sämmtliche Werke von Wieland übersetzt. V. Th.

**) A. a. Orte.

Anakreon, der als Greis über sein Alter scherzen konnte, wird von Lucian wahrlich zu kurz abgefertigt. Wie anmuthig ist nicht seine Ode! Auch in der Uebersetzung, die ich Ihnen, Freund, verdanke, ist sie lieblich.

> Die Mädchen alle nennen
> Mich einen Greis, und sagen:
> Blick in den Spiegel! siehe!
> Die Scheitel deckt kein Haar mehr;
> Die Stirn ist kahl geworden.
> Mich aber kümmerts wenig,
> Ob Haare noch die Scheitel
> Mir decken; das nur weiß ich:
> Dem Alten mehr, als Andern,
> Geziemen Scherz und Liebe,
> Weil näher er dem Grab' ist.

Nach Valerius Maximus starb Anakreon und nicht Sophokles, als er das gewöhnliche Menschenalter überschritten hatte, und nur noch mit Traubensaft seiner Kräfte Reste unterstützte, an dem Kern einer Weinbeere, die im Schlunde ihm stecken blieb.

Homeros des göttlichen Sängers erwähnt Lucian nicht einmahl; man sollte fast glauben er läugne mit Wolf die Existenz des Sängers

der Ilias. Kann man nun gleich Homeros bürgerlichen Stand nicht mit aller jener Förmlichkeit, die der Code Napoleon vorschreibt, nachweisen; so lasse ich mir doch, von Ihnen, lieber Jacobi, und von meinem Freund und Hausgenossen Hug unterstützt, meinen Homeros nicht rauben. Er hat gelebt, hat lange gelebt und gedichtet. Cicero, der dem blinden Alten um 1800. Jahre näher lebte, als wir, und noch das frühere Zeugniß des Aristoteles für sich hat, sagt, daß den Homeros sein hohes Alter nicht in seinen Studien gehindert habe *). Seine Todesart, wie uns Valerius Maximus erzählt, daß Homer aus Gram, weil er ein ihm von Fischern aufgegebenes Räthsel nicht lösen konnte, gestorben, will ich den Homeroctonen gerne Preiß geben. Vielleicht geben Sie mir dann zu, daß Pindar achtzig Jahre alt geworden, dem einige nur sechs und sechszig, andere gar nur ein und

*) Cicero de senectute, Cap. VII.

funfzig Jahre geben wollen, und dem nach Valerius, die gütigen Götter einen sanften Tod im Schlafe auf dem Schoose eines geliebten Knaben verliehen haben.

Zwar mag zu dem hohen Alter der griechischen Dichter auch der schöne heitere Himmel Griechenlands, und vorzüglich die einfachere Lebensweise der Griechen etwas beygetragen haben. Allein auch in Italiens milderen Klima müßte dann dieses der Fall seyn; und doch erreichten die wenigsten römischen Dichter ein hohes Alter. Dieses scheint also dem aufgestellten Satze zu widersprechen; es ist aber wirklich nur Schein; das goldene Alter der römischen Dichtkunst fällt in einen Zeitraum, wo der römische Luxus und der Tyrannen despotische Gewalt manches junge Leben verkürzte. Zudem erhob sich kaum einer der römischen Dichter zur himmlischen Urschönhtit, die ihre Verehrer beseeligt. Auch ihre zarteren Dichter, ein Horaz und ein Tibull, entheiligten ihre Leier durch grob sinnliche Darstellungen einer nie-

dern Wollust. Und doch sollen in den frühe- ren Zeiten ein Plautus, und später ein Juve- nal, ein hohes Alter erreicht haben.

Doch weg von den Römern, diesem im An- fang so räuberischen, rohen, nur nach Erobe- rung und Vergrößerung strebenden, später durch grobe Sinnlichkeit, Luxus und Skla- vensinn entnervten Volke. Wir wollen unter einem zwar auch kriegerischen, doch nicht so verdorbenen Naturvolke, unter den Celten einen Dichter aufsuchen, der seines Volkes Kampf um den eigenen Heerd mit den raub- gierigen Italiänern besang. Sie errathen, Freund, daß ich von Ossian spreche. Zwar ist die Existenz dieses Mannes mehr als je problematisch geworden, und Macpherson mag allerdings etwas mehr als Herausgeber der Ossianischen Lieder seyn. Mir bleibt aber Ossian immer eine merkwürdige Er- scheinung, wenn von alten Dichtern die Rede ist.

Oft glaube ich den alten Barden reden zu

hören, wenn Sie, lieber Jacobi, von Ihren hingeschiedenen Freunden sprechen. O wie rührend war nicht Ihre wehmüthige Begeisterung, wenn Sie sich mit mir über Gleim, Ebert, Pfeffel, Lessing, Uz, und so manchen anderen Ihrer Jugendfreunde unterhielten. Verklärt war Ihr Antlitz, entzückt Ihr Himmel anstrebender Blick. So mag Ossian ausgesehen haben, wenn er die Besuche seiner Freunde aus den Wolken in seiner Höhle empfieng. Auch seine Jugendfreunde wandelten alle vor ihm ins bessere Land; nur einer tröstet seine Seele, ehe er selbst zum Lob der Weisheit sein Schwanenlied singt. Ossian ist Ihnen, mein Freund, auch darin ähnlich, daß er nie den Helden fröhnte, die nur Ohnmächtige und Wehrlose unterdrücken. In Ossians letztem Liede sagt noch der Barde Alpin: „Wo sind die grausa„men Gebiether, welche im Blutvergießen froh„lockten? Wie Lanes tödtliche Dämpfe, ver„zehrten sie ganze Länder in ihrer Wuth. „Aber ihre Nahmen sind vergessen. Der Barde

„vertreibt sie aus seinem Liede. Ihre dunkeln „Geister wandeln einsam in den dicken Nebeln „der Sümpfe. Sie steigen nie zur Wohnung „der Wolken." — Noch muß ich hier im Vorbeygehen erwähnen, daß Ossian nie von anderen als alten Barden spricht, von diesen unter den Celten so hochgeachteten, ehrwürdigen heiligen Sängern. Und diese Sänger lebten in einem traurigen Lande, wo Kälte und ewige Nebel wahrlich nicht geeignet sind, die Lebenstage zu verlängern.

Ganz anders verhält es sich mit dem Lande, wo die Citronen blühen. In Italien, wo aus schon erwähnten Ursachen die römischen Dichter selten ein hohes Alter erreichten, wurde der zärtliche Petrarka, der die Urschönheit in seiner durch ihn unsterblich gewordenen Laura personifizirte, über siebenzig, Metastasio ein und achtzig Jahre alt, und Goldoni noch älter; und wer weiß, wie alt Tasso geworden wäre, wenn ihn unglückliche Liebe nicht in Wahnsinn gestürzt, und so zu frühe der Kunst geraubt hätte. Doch

ich verweile zu lange bey fremden Dichtern; und wenn ich so fortfahre, werde ich kaum Raum für jene aus unseren väterländischen Dichtern übrig behalten, die ein hohes Alter erreicht haben; und doch muß ich noch einiger sehr alt gewordenen englischen und französischen Dichter erwähnen.

Einer der ältesten englischen Dichter, deren die Geschichte erwähnt, ist Gottfried Chaucer, der zwey und siebenzig Jahre alt wurde! Milton erreichte zwar nur ein Alter von sieben und sechzig Jahren; allein er blieb seinem Dichter-Berufe nicht treu und stürzte sich während der unglücklichen Umwälzung Englands durch Cromwell in eine politische Laufbahn; nur weil er sich in späteren Zeiten aus dem politischen Gewirre zurückzog, und sich und den Musen lebte, erreichte er dieses Alter. Eduard Young, dieser in seiner Jugend so muntere Mann, der nur durch den Tod seiner Frau und seiner beyden Stieftöchter in Schwermuth versank, welcher wir gerade seine schönsten und

kühnsten Gedichte verdanken, lebte ein und achtzig Jahre.

Unter keiner Nation findet man so viele alte Dichter, als unter der Französischen; ich müßte die mir selbst vorgezeichneten Grenzen weit überschreiten, wenn ich alle Dichter Frankreichs, die ein hohes Alter erreicht haben, herzählen wollte. Wer weiß es nicht, daß Corneille acht und siebenzig, la Fontaine vier und siebenzig, und Fontenelle hundert Jahre, weniger einen Monath alt wurde. Nur bey einem der alt gewordenen französischen Dichter will ich ein wenig weilen; es ist nicht Voltaire, der doch auch den Achtzigen ziemlich nahe kam; es ist der naive Chaulieu, der ein und achtzig Jahre lebte. Keiner der französischen Dichter, vor und nach ihm, wußte fröhlichen Scherz mit zarter Empfindsamkeit so zu mischen.

„Ein zweiter Anakreon, frey von den Vor-„urtheilen des düsteren Aberglaubens und der „engbrüstigen Moral, welche die Freuden des „Lebens zu Sünden, und das Leben selbst zu

„einem Kerker macht, predigte er mit grauen „Haaren ein System des Genusses, das man „leichter verdammt als übt. — Er lehrte die „Nichtigkeit des Lebens verachten, von welchem „uns nichts als der gegenwärtige Augenblick „angehört. *)

Die schönste und gelungenste Arbeit Chaulieus ist eine Epistel an Mademoiselle de Launay, nachmalige Madame Staal, die er an diese seine Geliebte im achtzigsten Jahre schrieb; in ihr herrscht die Sprache der heftigsten Leidenschaft, die er fruchtlos zu bekämpfen strebte; er heischte keine Gegenliebe, und ist in dem Gefühl einer einseitigen Liebe, die ihm die Täuschung jugendlicher Lebhaftigkeit und Wärme giebt, glücklich. Chaulieu wußte unter den Leiden des Alters die flüchtigen Augenblicke festzuhalten, die Last der Jahre zu erleichtern, und die Qualen der Krankheit und Blindheit

*) Charakter der vornehmsten Dichter aller Nationen. B. V. St. 2. S. 429.

mit heiterem Sinn hinweg zu scherzen; er scherzte selbst mit dem Tode.

Man könnte wähnen, der leichte gallische Sinn verlängere die Tage der Dichter dieser Nation. Nicht doch; auch wir Deutsche zählen der alten Dichter viele. Ich will keiner als jener, welcher das siebenzigste Jahr überschritten, erwähnen. Welche lange Reihe! Wie viele, liebster Jacobi, waren Ihre Jugendgenossen! Mit Ihnen lebte noch der deutsche Dichter, Patriarch Bodmer, der fünf und achtzig Jahre zählte. Ihr zärtlicher Jugendfreund Gleim, dessen Sie sich nie ohne einer Wemuth-Thräne erinnern, lebte vier und achtzig; Kästner der bis an das End seiner Tage scherzte, und Dummheit und Boßheit geisselte, ein und achtzig Jahre; Fuchs und Neander starben in ihrem Achtzigsten. Der erhabene Sänger der Messiade feierte neun und siebenzigmahl seinen Geburtstag, ehe er sich hinaufschwang zu den Chören der himmlischen Sänger, denen er ihr Lied abgelauscht hatte.

Adolph Schlegel und Weisse erreichten beyde ein Alter von sechs und siebenzig Jahren; Ihr Jugendfreund Ebert zählte drei und siebenzig; Unser gemeinschaftlicher Freund Pfeffel lebte blind und mit einem gebrechlichen Körper noch in seinem drei und siebenzigsten Jahre. Wie oft bewunderten wir nicht, selbst in Stunden wo die heftigsten Schmerzen ihn folterten, seine heitere Laune; wie lebhaft war nicht in seinem letzten Lebensjahre seine Einbildungskraft, wie thätig und rege alle seine übrigen Geisteskräfte, sein rein kindlicher Sinn, der eigentlich das unzertrennbare Band war, das Ihre und seine verschwisterte Seele vereinigte.

Nach Pfeffel will ich keinen Todten mehr nennen; nur der lebenden Greise unter den deutschen Sängern erwähne ich noch: Eines Wielands, dem im sieben uud siebenzigsten Jahre die Musen noch hold sind; eines Gerstenbergs und Thümmels, die noch in ihrem drei und siebenzigsten Jahre sich ihres Daseyns freuen.

Endlich, lieber Freund, sind auch Sie der sprechendste Beweis, daß Dichter ein hohes Alter erreichen; die Siebenzig sind bald zurückgelegt; und ist man einmahl so weit, so wird das Alter, wiederhohle ich mit Hufeland, selbst ein Mittel, unsere Tage zu verlängern. Im Alter ist Reitzbarkeit und Empfindlichkeit vermindert, der Greis bedarf nur weniger neuen Stoffe zur Fortdauer seines Lebensprozesses; im Alter wirken schädliche Eindrücke und krankmachende Ursachen weniger auf uns; Ansteckungsstoffe finden bey alten Leuten keine Empfänglichkeit zur Entwicklung ansteckender oder epidemischer Krankheiten; selbst in der Pest sind sie am meisten gesichert. Auch sogar die schöne freundliche Gewohnheit des Daseyns und Wirkens, wie Göthe das Leben nennt, wird ein kräftiges Erhaltungsmittel des Lebens im Alter.

Gott erhalte Ihnen, lieber Jacobi, Ihren heiteren, frohen, kindlichen Sinn. Ihr Horazischer Wunsch: Ein Alter nicht ohne Saiten-

spiel, ist, wie Sie sagen, Dank sey es den Musen, erfüllt. Wenn Sie in Ihrem achtzigsten Jahre noch, wie Anakreon und Chaulieu scherzen, und ich Ihnen an Ihrem ein und achtzigsten Geburtstage herzlich und freundlich die Hand drücken kann, und Sie diesen Druck auch nur schwach erwiedern, so ist, Dank sey es der Hygiea, auch mein Wunsch erfüllt!

Ecker.

Schicksale der Menschheit.

Spart die Worte nur immer,
Die ihr da, zierlich gestellt,
In die Läng' und Breite mir auskramt,
Von der Menschheit endlichem Sieg
Ueber den weiten Erdball.
Meiner Kindheit klang
Einst das Mährchen lieblich;
Aber ich bin ein Mann geworden,
Ich habe gesehn
Des Lasters langen Triumphzug
Durch der Vergangenheit
Verwüstete Gefilde,
Und, wie ein leichter Morgentraum,
Entfloh mein Glaube.

Unersättlich verschlingt
Der alte Kronos
Seiner Kinder eines
Um das andre;
Im Zerstören erfindrisch,
Wie im Schaffen,
Stürzt die Natur
Der Berge Gipfel,
Des alten Bundes vergessend,
Hinab ins friedliche Thal,
Wälzt die Fluthen des Abgrunds
Ueber die blühende Saat,
Und schüttelt der Erde Pfeiler,
Daß Städte beben und Länder,
Und in Staub versinken.
Doch unversöhnlicher wüthet,
Wider sich selbst,
Der Mensch.
Jahrtausende baut er und baut
An seiner Glückseeligkeit Bau
Und schleppt die Steine herbey
Von den Enden der Welt;

Aber beginnt
Emporzusteigen der stolze Dom,
Dann rastet er nimmer,
Bis im Staube modert
Seiner Hände Werk.
Und will ihm versagen die Kraft,
Dann ruft er die Götter zu Hülfe,
Die feindlich gesinnten,
Der Eris grinzende Schadenfreude,
Das Schlangenhaupt der Eumenide,
Und den alles zermalmenden Mavors.

In dunkler Nacht
Walten die Parzen
Ueber der Völker Geschick,
Jedem seinen Faden
Sorgsam spinnend,
Und in verhängnißvoller Stunde
Jedem die Scheere reichend,
Damit es, in blindem Wahnsinn,
Das eigne Leben morde.
Griechen zogen aus

Wider Griechisches Bruderland,
Und lehrten und lernten
Ertragen schmähliches Joch.
Die Stadt der sieben Hügel,
Nicht mehr in Bürgertugend,
Im Raube dreyer Welten groß,
Bereitete sich ein Grab
Aus ihren Trümmern.
Wie sollen die Andern
Ewig leben,
Wenn Hellas vergieng,
Und Roma sank?

Was hält denn aufrecht
Den Menschen im Sturme der Zeit,
Daß an seinem Geschlecht
Er nicht verzweifle?
In nie besänftigtem Kampfe
Brausen und gähren
Die Elemente;
Aber es schwebt
Ueber dem Chaos

Der Geist;
Und was er schuf,
Das wird nicht untergehn.
Was aus voller Brust
Die Weisheit lehrte,
Was auf der Muse Geheiß
Der Sänger sang,
Und aus Marmorkälte
Der Meisel ins Leben rief,
Es wandelt friedlich
Durch die empörte Welt,
Unsterblich im steten Wechsel,
Der Menschheit Heiligthum.

Der Menge gehört es nicht;
Es zieht nicht umher
Auf gebahnter Straße,
Wo das Getümmel der Thoren
Nach Schattenzielen jagt;
Einsam wohnt es gern
In erwählter Brust.
So grünt in Lybiens weiten Wüsten,

Umgeben vom brennenden Sandmeer,
Ein stilles Eiland.
Da rauscht der kühle Quell,
Und in des Oehlbaums
Und in der Palme Schatten
Wölbt sich ein Tempel.

v. Neveu.

Unmächtiger Groll.

Trennung, Rache schwur ich Lotten, Brüder,
Als ich sie voll Eifersucht verließ.
„Lebe wohl, Verhaßte"! schrieb ich nieder,
„Ewig wohl mit deinem Amadis!
„Dich ereile strafend Nemesis!" —
Meinen Brief verlöschten Thränen wieder,
Eh' ihn meine Hand zerriß.

Haug.

Die Todtengräber.

In einer gewissen Provinz Deutschlandes wohnte ein Landbeamter, der wegen der satyrischen Schreibart, mit welcher er fast jede Verordnung, die ihm zugieng, in seinen Berichten angriff, sich manche wohlverdiente Zurechtweisung zuzog.

Aber schriftliche Verweise blieben ohne Wirkung. Endlich ward er in die Hauptstadt persönlich einberufen, erschien vor dem Minister, und erhielt dort, bey offenen Thüren, öffentlichen Tadel, mit vielen Drohungen begleitet; worauf er mißmüthig, aber wenig gebessert, zurückkehrte.

Auf der Heimreise kam er in den Hauptflecken des Oberamts T . . ., und traf in dem Wirthshause eine Gesellschaft alter hagerer,

kahlköpfiger Männer an, die bey einigen Krügen Bier über ihre Angelegenheiten sich eifrig berathschlagten. Die Neugierde trieb ihn an, sich in ihr Gespräch zu mischen; und bald erfuhr er, daß diese bejahrten Männer die sämmtlichen Todtengräber der Provinz wären, die hier ihren sogenannten Jahrstag hielten.

Heftig beklagten sie sich über den empfindlichen Verlust, den sie seit zehn bis zwölf Jahren in ihrem Gewerbe leiden müßten, und brachten dabey Verschiedenes vor, das den Beamten wieder in seine muthwillige Laune versetzte, welcher zu widerstehen, bey solch einem verführerischen Anlaß, ihm unmöglich war. Sogleich gab er sich für einen reisenden Advokaten aus, und sagte ihnen: Wenn sie sich mit Vertrauen in einer schriftlichen Vorstellung an den Herrn Minister v. N. . . wendeten — es war eben der, von welchem er heute den Verweis empfangen hatte, den er aber für seinen sehr gnädigen Patron

ausgab — so dürften sie sich die schleunigste Abhülfe versprechen.

Zum Ueberfluße bot er ihnen seine Dienste unentgeltlich, und, wie er sagte, bloß aus Vorliebe für ihre Profession an, weil sie manches, das auf der Erde keinen Platz verdiente, unter die Erde brächten. Nachdem er ihre Beschwerden noch einmahl angehört hatte, setzte er die Bittschrift auf, und reiste ab.

Indessen gelangte die Schrift nicht in die Hände Seiner Excellenz; denn die Männer zeigten sie dem Pfarrer des Fleckens, welcher ihnen die Einsendung wiederrieth. Da sie nichts dafür gezahlt hatten, so überließen sie ihm dieselbe; und er, der mein Freund ist, sandte sie mir, der Sonderbarkeit wegen, in einer wörtlichen Abschrift zu, wie ich sie hier mittheile.

* * *

Unterthänigste Vorstellung der sämmtlichen Todtengräber der Provinz N., versammelt bey

ihrem Jahrstage zu T. . ., über die Schmälerung ihres Gewerbes und Einkommens durch die Verordnungen des hohen Medicinal-Collegii, nebst Bitte um gnädigste Abhülfe ihrer Beschwerde.

Euer Excellenz!

An dem denkwürdigen Tage, an welchem unser gnädigster Fürst die Regierung dieses Landes angetreten haben, ertheilten Höchstdieselben in einem Edikte die trostreiche Zusicherung, daß keine der Innungen, Zünfte und Staats-Corporationen in ihrem rechtmäßigen Erwerbe und Einkommen gekränkt und geschmälert werden solle.

Ohne Rücksicht auf diese väterliche Zusicherung hat sich dennoch das Medicinal-Collegium dieser Provinz vor 12. Jahren schon erlaubt, zu verordnen, daß alle Kinder unsrer Bürger mit den sogenannten Kuhpocken eingeimpft werden sollen; ja, dasselbe gieng

seitdem in der Strenge so weit, daß es vor die Häuser, wohin der liebe Gott die natürlichen Blattern sandte, Schildwachen ausstellte, um alle Verbindung mit den Nachbarn zu verhindern, gleichsam als wenn man Gottes Gewalt durch militärische Posten zurückhalten wollte.

Durch diese und mehrere ähnliche Anstalten sind sowohl wir, als andere ehrliche bürgerlichen Gewerbe, mit denen wir in Verbindung stehen, in den empfindlichsten Schaden versetzt worden.

Zuvörderst erlauben uns Euer Excellenz, einige allgemeine Bemerkungen über die Einimpfung der Kuhpocken ehrerbiethigst vorzutragen.

1.) Ist es — wie die wenigen rechtgläubig gebliebnen Pfarrer, wo nicht öffentlich, doch in geheim gestehen — ein wahrhaft vermessener Eingriff in die Plane der göttlichen Vorsehung, daß man eine Krankheit mit Stumpf und Stiel ausrotten will, die sie einmahl dem europäischen

Welttheile weislich zugetheilt hat, um das immer wachsende Menschengeschlecht zu verringern; wenigstens ist zu besorgen, daß die Sterblichen dafür mit einer neuen Krankheit heimgesucht werden, woran die Aerzte Jahrhunderte lang zu studieren haben, bis sie ein Mittel dagegen finden; wie denn die Geschichte Beyspiele genug hiervon liefert.

12.) Hörten wir oft von Landleuten sagen, daß sie, bey ihren vielen Kindern sich nicht würden zu helfen wissen, wenn nicht der liebe Gott dann und wann eins zu sich nähme. Nun aber dürfen sie auf eine solche Versorgung im Himmel weniger rechnen, indem die Anzahl der Sterbenden sich unendlich vermindert. Noch dazu vermehren sich die Gebohrnen, durch die Menge der unehlichen dermaßen, daß es überall von Kindern wimmelt, und kein ehrlicher Mensch mehr auf den Straßen gehen, reiten oder fahren kann. Nicht einmahl kann man die liebe Viehheerde noch sicher durch die Dörfer treiben, weil sich gemeiniglich

ein böses quadrupes darunter befindet, das die herumspringenden Knaben und Mädchen zu beschädigen droht. Daher giebt es jetzt so häufige Klagen: Ex lege Aquilia, et si quadrupes pauperiem fecisse dicatur, wie die Protokolle unserer Hofgerichte ausweisen.

3.) Ist es ganz unverantwortlich, daß man einem vernünftigen Geschöpfe, dem Ebenbilde Gottes, Giftmaterie von unvernünftigen Thieren einimpft, da man leider schon unter den Menschen der thierischen Anlagen genug wahrnimmt, insonderheit Streitsucht und stiermäßige Horn- und Stoßkraft, welche doch für unsere Zeiten, in denen man der Geduld so sehr bedarf, am wenigsten taugt.

4.) Werden die Kuhpocken deßwegen empfohlen, weil sie keine Narben im Gesichte zurücklassen, folglich kein hübsches Mädchen seiner Reitze durch sie beraubt wird. Aber desto schlimmer! Unter den schönen Töchtern giebt es gar zu viele, die sich auf ihre Schönheit verlassen, die Geistesbildung verabsäumen,

eitel, eigensinnig, anmaßend werden, auch als Gattinnen noch die ehemaligen Huldigungen der jungen Herren vermissen, und Ansprüche machen, welche, zumahl jetzt, bey der täglich zunehmenden Pracht in Kleidung und Hausgeräth, ein rechtschaffener Mann nicht leicht zu befriedigen im Stande ist. Die von Blattern gezeichneten bemühten sich weit eher, den Abgang des körperlichen Reitzes durch inneren Werth und häusliche Tugenden zu ersetzen: Darum hat denjenigen, der unter diesen wählte, seine Wahl seltner gereut.

5.) Nicht nur den Geringeren wird es schwer, einer zahlreichen Familie Brodt zu verschaffen; sondern auch in manchen vornehmen, mit Schulden belasteten Häusern scheint der Großvater darauf gerechnet zu haben, daß die Blattern einige seiner Enkel wegnehmen, und wir sie an einen Ort bringen würden, wo sie nichts weiter kosteten. Um viele derselben ist es in der That weniger Schade, als um die Kinder eines wackern Landmanns, weil sie

entweder als Schwächlinge gebohren werden, oder in der ersten Jugend sich jeden künftigen frohen Genuß verderben; daher es eine Wohlthat wäre, wenn die Pocken frühzeitig ihrer Lebensbürde sie entledigten.

Will man endlich gegen die natürlichen Blattern einwenden, daß durch sie die gesundesten Kinder oft Gesicht und Gehör verlieren; so antworten wir, daß in unsern Tagen, da von allen Seiten her über das, was man sehen und hören muß, geklagt wird, es kein so großes Unglück seyn kann, blind und taub zu seyn.

Das Medicinal-Collegium begnügt sich aber nicht damit, uns die Blatternkinder, die wir billig begraben sollten, zu entziehen; sondern, zu seinem eignen Nachtheil, bloß um uns Abbruch zu thun, mißgönnt es uns auch den Gewinn, den wir bisher von den Carnavals-Lustbarkeiten zu hoffen hatten. Kein Winter ist vergangen, in welchem nicht mehrere blühende Jünglinge und Mädchen den beliebten

Walzer, insonderheit den so genannten **Langaus** mit solchem Eifer tanzten, daß sie bald darauf in die Hände der Aerzte fielen, und von diesen uns überliefert wurden. Nun fängt jenes Collegium an, den Walzer zu mißbilligen, und hat wider den Langaus eine förmliche Verordnung bewirkt; gleich als ob es nicht die größte Ungerechtigkeit wäre, die Jugend wider ihren Willen zurükzuhalten, wenn sie; da doch einmahl gestorben seyn muß, lieber auf einem kurzen lustigen Wege, als auf einem langen freudenlosen, ihrem Lebensziele sich nähern, und lieber ins Grab tanzen, als am Stabe zu demselben hinschleichen will!

Auch hierbey lassen es die Aerzte nicht bewenden. Selbst auf todte Körper, welche doch unser unbestrittenes Eigenthum sind, maßen sie sich ein Recht an, indem sie die Leichen derer, die in Hospitälern sterben, fortschleppen, um in ihren Auditorien sie aufzuschneiden. Und was fruchtet dieses ihrer Kunst? Haben sie auch noch so viele Leichname auf

das genaueste inwendig untersucht, so können sie doch nachher in den Kranken nicht hinein schauen, und errathen oft eben so wenig, was ihm fehlt, als der Uhrmacher die Mängel einer Uhr, bevor er sie geöffnet hat.

Ein solcher Verlust wird eben jezt um so schmerzlicher für uns, da die jungen Leute dieses Landes zu Tausenden in den Krieg ziehen, und eine große Anzahl derselben auf dem Schlachtfelde bleibt, so daß ihre Leiber, die sie der vaterländischen Erde schuldig wären, dem heimischen Kirchhof' entgehen.

Wir können bey dieser Gelegenheit den Gedanken nicht unterdrücken, wie leicht es den Kriegführenden Mächten wäre, einen Völkerrechtlichen Vertrag mit einander zu schließen, nach welchem die erschossenen Krieger nicht mehr tumultuarisch, in Masse, verscharrt, sondern von eignen Todtengräbern, und zwar aus der Provinz, aus der sie gebürtig sind, ordentlich begraben würden. Natürlicher Weise müßten die National- und

Provinzial-Todtengräber, als Personen zur Prima Plana der Regimenter gehörig, gleich den Wundärzten und Commissarien, dem Kriegsheer folgen, und für ihr mühsames Geschäft eine billige Besoldung erhalten.

Um den bisher angeführten Beschwerden ihr volles Gewicht zu ertheilen, wollen wir noch die letzte hinzuthun: Daß nehmlich unser Medicinal-Collegium sogar allerhand Künste ausgesonnen hat, um Leute, die kein Zeichen des Lebens mehr von sich geben, wieder zu erwecken, da man ehemals, ohne Weiteres, ein Grab für sie bestellt hätte. Vielle fallen ins Wasser, und ertrinken nicht; die Erfrornen thauen wieder auf, und die Erstickten hohlen Athem, wie zuvor. Heißt das, den Menschen einen Dienst erweisen? Wir zweifeln daran. Das Todtseyn ist ja kein Unglück; nur das Sterben hat etwas Erschreckendes; folglich sollte man diejenigen, die es überstanden haben, nicht nöthigen, zum zweyten Mahle zu sterben. Und was kann es helfen, daß man hier und

dort einen Menschen — vielleicht ein armes Kind, oder einen schwächlichen Greis — ins Leben zurückruft, da die rüstigsten Männer ins Treffen müßen, und eine Stunde oft mehr Leute wegrafft, als man in hundert Jahren, durch jene hochgepriesenen Anstalten, rettet?

Schließlich sey es uns erlaubt, zu erinnern, daß die Abnahme der Sterblichkeit nicht allein uns, sondern verschiednen, mit uns in genauer Verbindung stehenden, Gewerben und Handwerken einen der vorzüglichsten Nahrungszweige nimmt. Hieher gehören die Schreiner und Schlosser, welche Särge und eiserne Kreuze verfertigen; die Gärtner, welche Blumen zu Todtenkränzen liefern; die Fabrikanten und Verkäufer der schwarzen Tücher und Flöre, nebst vielen andren, deren jeder seine Steuer entrichtet, also dem höchsten ærario wichtiger seyn muß, als die zu vaccinierenden Kinder, die, anstatt zu den Staatsbedürfnissen etwas beyzutragen, den Aeltern noch ihre Abgaben

erschweren. Nicht weniger, als die eben genannten Professionisten, verdienen unsre Künstler eine milde Rücksicht. Die Bildhauer dieses Landes, so wenig ihrer auch sind, würden beynahe verhungern, wenn man nicht dann und wann ein Grabmahl bestellte, und da die Hochzeit-Carmina aus der Mode gekommen sind, und die sonstigen fröhlichen Gelegenheiten immer seltner werden, so kann es für den Poeten nicht anders als erwünscht seyn, wenn er eine Grabschrift zu machen hat.

Euer Excellenz bitten wir demnach unterthänigst, diese Vorstellung mildest zu beherzigen, und uns durch Hochdero vielvermögendes Wort bey dem Landesherrn die Gewährung unsrer Bitte auszuwirken. Sollte dieses geschehen, so haben sich unsre Mitbrüder, die hier anwesenden Todtengräber aus N., wo Euer Excellenz residieren, anheischig gemacht, nicht allein Hochdieselben, sondern auch Ihre Verehrungswürdige Frau Gemahlin, und alle Ihre hohen Angehörigen in auf- und absteigender

Linie, besonders aber Ihre lieben Kinder und Enkel (falls sie an den natürlichen Blattern sterben sollten) unentgeltlich zu begraben, und dadurch Ihrer zahlreichen Familie eine beträchtliche Ausgabe zu ersparen. Euer Excellenz wollen dieses nicht ungnädig aufnehmen, oder gar als eine Bestechung ansehen, sondern vielmehr als einen schuldigen Tribut der Dankbarkeit für so gefällig geleistete Dienste.

Wir sind mit tiefstem Respekt 2c.

v. Ittner.

Ueber Zumsteegs Composition eines Liedes von mir.

O zauberisches Tönespiel!
Ist's noch mein Lied in diesen Augenblicken?
Wenn's auch dem Leser nicht gefiel,
Den Hörer muß es nun entzücken.

Haug.

Das Alter.

Es lobt der Sänger der Natur
Die herbstlich reich begabte Flur,
Gleich den beblümten Wiesen;
Warum denn wird der Frühlingszeit
Des Lebens nur ein Lied geweiht,
Das Alter nie gepriesen?

Wer, jugendlich, bey Spiel und Kuß,
Sein Herz für künftigen Genuß
Bewahrte; wer im Frieden,
Weil Reue nicht in ihm sich regt,
Sein graues Haar mit Ehren trägt,
Ist dem kein Glück beschieden?

Im Stillen wünschet er und hofft,
Da in des Jünglings Busen oft
Ein wildes Feuer lodert;
Ihm weht der West, ihm blüht der Strauch,

Ihm lächeln holde Mädchen auch,
Weil er nichts weiter fodert.

Zwar steht die Liebe weggewandt;
Allein es schmückt der Freundschaft Hand
Mit Epheu seine Scheitel.
Was ihm geblieben, macht ihn froh;
Und wenn ihm Vieles gleich entfloh,
Nennt er nicht Alles eitel.

So blinket ihm der Freude Quell
Im Rebensaft nicht minder hell,
Als jungen, raschen Zechern;
Der Angedenken Wonne steigt,
Obwohl zum Rundgesang er schweigt,
Für ihn aus vollen Bechern.

Bedächtlich schreitet er, und weilt,
Wo Jugend nur vorüber eilt
Und flücht'ge Lust erneuet;
Wie, wenns umher voll Rosen steht,
Das Wiesenblümchen man verschmäht,
Doch später sein sich freuet.

Wohl bringt das Alter Sorg' und Leid;
Nicht aber ohne Süßigkeit
Sind leiser Wehmuth Klagen;
Denn wer belauschet nicht von fern
Der Vögel Elegieen gern,
An leicht umwölkten Tagen?

Sollt' auch, als Greis, der weisre Mann
Im Glockenschlage dann und wann
Sein letztes Stündlein hören;
Er hört es ohne Weh und Ach;
Ein Hinblick auf sein Schlafgemach,
Kann der die Freude stöhren?

Schon gieng er oft zur Ruhe da,
Und legte sanft sein Haupt, und sah
Die Sonne wieder lachen,
Sah wieder Gattinn, Sohn und Freund;
Einst wird mit ihnen er vereint
Zum schönern Licht' erwachen.

J. G. J.

Die Welt.

Die Schöpfung ist ein Buch von Gottes Hand,
In unserm Herzen und Verstand
Falsch nachgedruckt durch kühne Pfuscherhände,
Es zeigen die Errata sich am Ende.

Haug.

An den Herrn Staatsrath Peter Frank, bey der Zurückgabe seiner Biographie.

Freyburg, im May 1810.*)

Kränze für die Schönheit winden
Soll, wer ihren Kranz verdient;
Helden - Tugenden verkünden,

*) Seit dem November 1809. wohnt der Russisch-Kaiserliche Staatsrath und erste Leib-Arzt Johann Peter Frank in Freyburg, wo er den Rest seines thatenvollen Lebens zubringen will. Um dem großen Manne, dessen ganzes Leben dem Dienste der Menschheit gewidmet war, der allein mehr als 7000. Aerzte gebildet, mehrere öffentliche Schulen organisirt, und 35. zum Theil sehr große Spitäler geleitet hat, einen Beweis seiner hohen Verehrung zu geben, ernannte ihn der Stadt-Magistrat bald nach seiner Ankunft zum hiesigen Ehren-Bürger, und übersandte ihm durch eine eigene Deputation das Bürger-Diplom, welches er mit eben der Empfindung annahm, womit es ihm angebothen wurde.

Wem ein eigner Lorber grünt;
Und allein der Weise darf den Weisen
Zum Gesang der Muse preisen.

Welchem Sänger wirds geziemen,
Zu verherrlichen den Mann,
Der sich seines Lebens rühmen
Lauf vor allen Edlen kann;
Dessen Geist im Knaben schon sich stählte,
Daß für Spiel er Arbeit wählte;

Der, als Jüngling, von der Freuden
Süßer Lockung weggewandt,
Bey der Stimme fremder Leiden
Seinen hohen Ruf empfand,
Da, wo Tod und Leben Qualvoll ringen,
Der Genesung Kelch zu bringen.

Wer ihn loben will, der habe
Leicht geachtet jede Last,
Hab', um wohlzuthun, dem Grabe
Trotz geboten, ohne Rast,

So wie er, gerungen und gelitten,
Und den sauren Preis erstritten!

Von der Parce mir gegeben
Ward Gesang und Saitenspiel;
Thatenreich war nicht mein Leben;
Frohsinn führte mich ans Ziel;
Aber Recht und Wahrheit blieb mir theuer,
Nie entweiht' ich meine Leyer.

Darum sey der Unentweihten
Es vergönnt, zu mischen sich
In die Chöre der erfreuten
Bürger, zu begrüßen Dich,
Den, vereint, die lächelnden Camönen
Hier im Arm der Ruhe krönen!

Deiner werth sind meine Lieder;
Denn ich tröstete, wie Du,
Gern die ärmsten meiner Brüder,
Eilte den Verlaßnen zu;

Stand, als Mensch, vor Menschen auf dem
Throne,
Heuchelnd keinem Erdensohne.

Doch die Lieder mögen schweigen!
Sollen sie Unsterblichkeit
Dir gewähren? Fehlts an Zeugen
Deinem Ruhm? Die späste Zeit
Wird in Dir Hygeens Priester ehren,
Deinen Genius noch hören;

Deinen Genius, der, waltend
Ueber Menschen-Heil, sich hob;
Schaffend, ordnend, umgestaltend,
Nie getäuscht durch eitles Lob,
Fest und kühn, den Neid zu Schanden machte,
Und sein Tagewerck vollbrachte.

An der Donau lust'gen Höhen,
An der fernen Wilia,
Wo der Newa Flaggen wehen,
Wo der Po Dich wandeln sah,

Rauschte Dir, in frohen Wellenschlägen,
Tausendstimmig Dank und Segen.

Höre jetzt die Treysam leise
Murmeln, wo der Jugend Blick
Auf zum Ehrenvollen Greise
Schaut! Sie fühlt des Mannes Glück,
Den sein Haar, so rühmlich grau geworden,
Höher stellt, als Band und Orden.

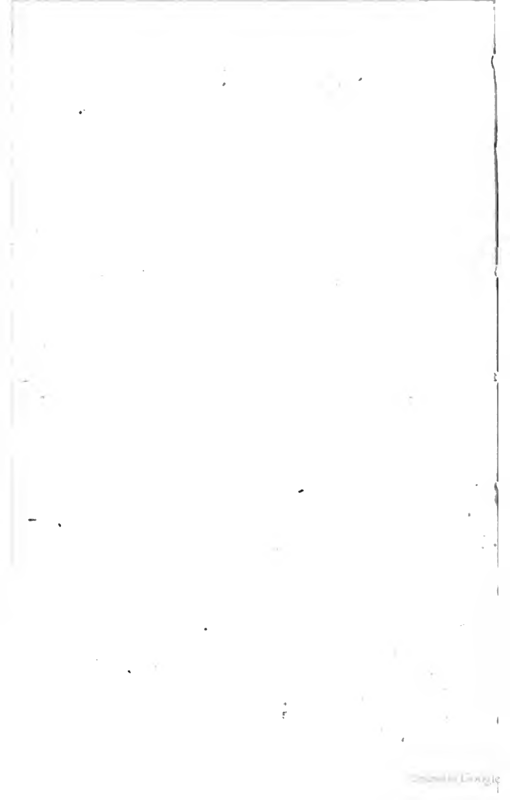
J. G. J.



V.



F. Hegi del. et sculp.



Umsonst, er kann seinem Heimweh nicht widerstehen, kömmt des Nachts nach Karleis in sein Haus, wo er von seiner Else, wie man denken kann, mit höchster Freude, zugleich aber mit banger Besorgniß um ihn, empfangen wird. Wohl nicht vergebens! Ein altes Bettelweib, welches Wilhelm fünf Jahre lang in seinem Hause genährt, begeht die Abscheulichkeit, ihn an die Justiz zu verrathen.

No. II.

Schon ist ganz Karleis auf den Beinen, und umgiebt des Wildschützen Haus.

> Er nahm sein Schwerdt und das Schild,
> Den Bogen, die Kinder alle drey;
> Er ging in seine festeste Kammer,
> Wo er dacht daß er am sichersten sey.
>
> Die schöne Else, stät und getreu,
> Nahm eine Holzart in ihre Hand:
> Den ersten, der kömmt, den schlag' ich todt;
> Sie sprach's an der Thür, wo sie stand.

Wilhelm thut auf den anführenden Gerichtsschöppen einen Schuß, der ihn zwar nicht verfehlt; aber der Pfeil bricht auf der bepanzerten Brust entzwey.

Jetzt legt man vollends Feuer an sein Haus. Wilhelm öffnet ein Fenster, läßt Weib und Kinder an Seilen hinuntergleiten; ruft:

> Hier nehmet meinen beßten Schatz,
> Mein Weib und die Kinder nehmet hin;
> Thut ihnen um Christus willen kein Leid;
> Und übet die Rach an mir.

Alsdann verschießt er seine Pfeile bis auf den letzten. Schon fällt auf ihn:

> — — — Die sengende Glut,
> Daß die Schnur an dem Bogen brannt.

Mit Schwerdt und Schild wirft er sich unter die wüthende Schaar, die den noch so handfesten Mann zuletzt gefangen nimmt.

> Der Blutvogt sprach: Einen neuen Galgen
> Will ich für dich aufrichten lassen.

Man beschließt die Thore von Karleis, aus Besorgniß, daß seine beyden Gefährten ihm zu Hilfe eilen möchten. Ein junger Schweinhirt, dem Wilhelm seiner Zeit Gutes gethan, der dem Allen zusah, bricht heimlich durch ein Loch in der Stadtmauer,

läuft in den Wald, und berichtet Bell und von Klug das Vorgegangene. Diese eilen der Stadt zu, wissen sich durch List dort Eingang zu verschaffen, und sogar die Thorschlüssel in ihre Gewalt zu bringen; sie langen eben an, wo Wilhelm zur Richtstätte geführt wird, und schießen aus ziemlicher Ferne zwey Pfeile so glücklich, daß von dem einen der Schöppe, von dem andern der Burgvogt todt zu Boden fällt. Der Schreck befällt die Rotte; sie flieht auseinander. Wilhelms Freunde lösen seine Bande; und nun säubern sie einsweilen vollends die Straße.

No. III.

Inzwischen kam der Burgvogt mit Truppen an, denen freylich die drey Einzelnen sich nicht gewachsen fanden, aber doch, mitten durch sie, sich bis zu dem Thor Bahn machten, und ins Freye entrannen.

No. IV.

Im Wald finden sie Wilhelms Weib und Kinder.

Nunmehr fassen sie den Entschluß, sich zum Könige zu verfügen, um Sühne bey ihm auszuwirken. Else sollte mittlerweile in ein nahes Kloster kehren, und sodann von ihrem ältesten Sohn, den sie mit sich zum Könige nahmen, berichtet werden, was für Gedinge sie von diesem erhalten hätten. Alsdann eilen sie nach London, wo sie dem Könige ihre Wildfrevel bekennen, vor ihm den Fußfall thun, und endlich mit höchster Mühe, auf Fürbitte der Königin, Gnade erhalten.

No. V.

Frau, da das euer Verlangen ist,
Soll eure Bitt euch bewilliget seyn;
Doch hätt' ich euch lieber drey meiner Städte
Für sie gegeben, nicht schwach und nicht klein.
Die Königin war ein gutes Weib:
Herr! sprach sie, habet Dank;
Ich darf für sie mich verbürgen,
Sie dienen Euch ohne Wank.

Jetzt legen sie, auf Verlangen des Königes die seltensten Proben ihrer Schießkünste, und namentlich Wilhelm Klodesley vollkommen dieselbe, wie der Schweitzer Wilhelm Tell,

ab, und erwerben sich dadurch vollends solche Gunst bey Hofe: Daß Wilhelm von dem Könige zum Vorrenner beym Heer, von der Königin zum Haushofmeister, seine Gefährten zu ihren — Kammerjunkern, Wilhelms Frau zur — Hofmeisterin der Königlichen Kinder, und sein Sohn — präsumtive zum — Hofküchenmeister erwählt wurde, wie solches Alles zu thun — für Dichter, das Leichteste von der Welt ist.*)

*) Man lese das Ganze dieser durch ihre hohe Einfalt anziehenden Ballade, nach Bodmers Uebersetzung, in den: Altenglischen Balladen Th. II. S. 78 — 111. 8. Zürich 781.

Bey den Verlegern der Iris ist auf Michaelis 1810. erschienen und zu haben:

Füßli (J. R.), allgemeines Künstlerlexikon, 2ter Bd., fünftes Heft. Fol. 5 fl. 45 kr. ord.

Heinrich (der arme), eine altdeutsche Erzählung, herausgegeben von Dr. J. G. Büsching. Mit 5 Kupfern von F. Hegi. 12. Ord. Pap. 40 kr. ord. Velin. 48 kr. ord.

Iris, ein Taschenbuch für 1811. herausgegeben von J. G. Jacobi. 12. 2 fl. 45 kr. ord.

Matthisson (Fr. von) Erinnerungen. Mit Vignetten, zweyter Theil. gr. 8. Ordin. Pap. 3 fl. ord. Velin. 4 fl. ord.

— — — Ebendieselben, wohlfeile Ausgabe, mit deutschen Lettern, ohne Vignetten. Erster Band, welcher den ersten und zweyten Theil der schönern Ausgabe enthält. 8. 2 fl. 15 kr. ord.

Orelli (J. C. von) Beyträge zur Geschichte der Italiänischen Poesie, erstes und zweytes Heft gr. 8. 3 fl. ord.

Zschokke's (H.), die Prinzessin von Wolfenbüttel. Neu durchgesehene wohlfeilere Ausgabe. 12.

Im October wird fertig:

Almanach (Helvetischer) auf das Jahr 1811. welcher die Kantone Schaffhausen und Thurgau enthält. . . . 2 fl. nett.

Inhalt.

Statistische Beschreibung dieser beyden Kantone. Briefe Johanns von Müller an dessen ältesten Freund in der Schweiz. Fragment aus der Geschichte des Schwabenkriegs. Karte. Malerische Ansichten. Illuminierte Trachten.

Bemerkung für den Buchbinder.

Von den Kupfern wird:

No.	I.	dem Titel gegen über				
—	II.	S.	72.	„	„	
—	III.	„	144.	„	„	
—	IV.	„	216.	„	„	
—	V.	„	288.	„	„	gebunden.





